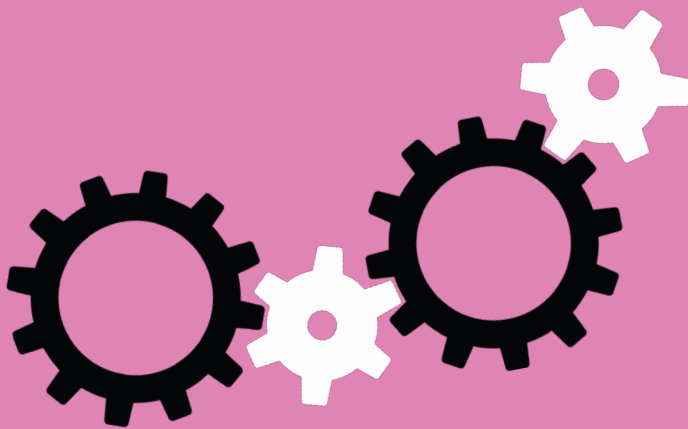


TRANSFEINDLICHKEIT UND TRANSSPEZIFISCHE DISKRIMINIERUNG



TRANS*SUPPORT

Fachstelle für trans* Beratung und Bildung

Zu Beginn der Arbeit an diesem Projekt haben wir Personen aus Schleswig-Holstein gebeten, uns anonym ihre Erlebnisse mit Diskriminierung und Transfeindlichkeit zu berichten. Wir haben daraufhin mehr Geschichten bekommen, also wir für die Veröffentlichung berücksichtigen konnten. Trotzdem haben alle Antworten und Erzählungen in verschiedenen Formen Eingang in dieses Projekt gefunden. Wir möchten uns dafür bedanken, dass ihr eure Erfahrungen mit uns geteilt und damit zu dieser Broschüre beigetragen habt.

Alle hier veröffentlichten Fallbeispiele von Diskriminierung wurden in den Jahren 2021 bis 2024 von trans* Personen in Schleswig-Holstein erlebt oder uns in diesem Zeitraum berichtet. Die Fallbeispiele sind jedoch verändert und anonymisiert, so dass die Beteiligten nicht mehr zu erkennen sind. Mögliche Ähnlichkeiten mit Personen oder Institutionen wären also Zufall.

Wir bedanken uns außerdem bei allen anderen Personen, die zum Gelingen dieser Broschüre beigetragen haben. Für die nicht namentlich oder anderweitig gekennzeichneten Teile ist allein die Herausgeberin verantwortlich.

Inhalt

Über Transidentität und Geschlechternormen	4
Intergeschlechtlichkeit	10
Was ist Diskriminierung?	14
Ebenen von Diskriminierung	18
Minderheitenstress	20
Mikroaggressionen	22
Mehrfachdiskriminierung	24
Über Transfeindlichkeit	26
Formen transspezifischer Diskriminierung	32
Strukturelle Diskriminierung im Gesundheitswesen	45
Marginalisierung in queeren und LGBT*I*-Kontexten	48
Folgen von Diskriminierung	52
Verinnerlichte Transfeindlichkeit	56
Trans* Personen unterstützen und Verbündetenschaft	61
Vorschläge für die transfreundliche Gestaltung von Räumen und Institutionen	67
Selbstbehauptung und Selbstverteidigung	70
Anzeige erstatten bei erlebter Diskriminierung	77

Über Transidentität und Geschlechternormen

Diese Broschüre richtet sich an alle Menschen, die mehr über Transidentität und die Diskriminierung von trans* Personen wissen möchten. Sie ist fast ausschließlich von trans* Personen verfasst worden. Wir haben viele Fallbeispiele integriert, die uns von trans* Personen berichtet wurden. Damit möchten wir betonen: wenn wir über Transidentität und transspezifische Diskriminierung sprechen, müssen wir vor allem trans* Personen selbst zuhören. Die Psychiaterin Dagmar Pauli hat dies jüngst so formuliert: „Wir müssen zuhören, um zu verstehen. Wir müssen uns die richtigen Fragen stellen und begreifen, was uns Angst macht [...] In der aktuellen Debatte über die Rechte von trans Menschen wird zu wenig zugehört.“

Trans* ist ein Adjektiv und Oberbegriff für Menschen, die nicht dem Geschlecht angehören, das ihnen bei der Geburt zugewiesen und rechtlich festgelegt wurde. Ein Mann, dem bei der Geburt das weibliche Geschlecht zugeschrieben wurde, ist bspw. ein trans* Mann oder ein Mann mit Transhintergrund bzw. Transerfahrung. Nicht alle trans* Personen sind entweder Männer oder Frauen. Manche sind auch abinär, also z. B. Männer und Frauen gleichzeitig oder nichts von beidem. Menschen ohne geschlechtliche Identität verstehen sich oft als agender. Personen, bei denen die Geschlechtsidentität wechselt, bezeichnen sich als genderfluid. Aber: nicht alle abinären, agender und genderfluiden Menschen verstehen sich als trans*.

Trans* ist keine sexuelle Orientierung und nicht dasselbe wie queer. Weder sind alle queeren Menschen trans*, noch sind alle trans* Personen queer. Queer ist also kein passender Überbegriff für das Spektrum geschlechtlicher Identitäten. Trans* ist auch kein „drittes Geschlecht“ neben Mann und Frau. Trans* Personen haben verschiedene Geschlechter, Körper und sexuelle Orientierungen – genau wie cis Personen.

Menschen, die nicht trans*, abinär, agender oder genderfluid sind, bei denen also das zugewiesene Geschlecht zutrifft, werden als cis bezeichnet. Es ist wichtig, ein Wort dafür zu haben, um sichtbar zu machen, dass cis Personen nicht „normaler“ als trans* und abinäre Personen sind, sondern nur anders. Die Mehrheit der Menschen ist cis, daher gilt Cissein bei uns als Norm. Cissein bedeutet aber nicht, „mehr“ oder „richtiger“ Frau oder Mann zu sein – es bedeutet lediglich, dass bei diesem Baby das Kreuzchen an der richtigen Stelle gemacht wurde und die Person später nicht vor der Aufgabe steht, einen Fehler mühselig korrigieren zu müssen.

trans* = lateinisch für jenseits (des Zuweisungsgeschlechts)

cis = lateinisch für diesseits (des Zuweisungsgeschlechts)

Zuweisungsgeschlecht: das bei Geburt zugeschriebene und rechtlich in der Geburtsurkunde festgehaltene Geschlecht

Identitätsgeschlecht: das Geschlecht, welches der Identität einer Person entspricht, wie es sich im Laufe des Lebens herausstellt

Transition, transitionieren: der soziale und körperliche, manchmal medizinische Prozess der Angleichung an das Identitätsgeschlecht, meist verbunden mit einem Wechsel der gesellschaftlichen Geschlechtsrolle

Passing: im trans* Universum der Begriff dafür, dass Menschen als das Geschlecht wahrgenommen werden, dem sie sich zugehörig fühlen oder als das sie gesehen werden möchten

Unsere Geschlechtsidentität können wir immer nur selbst beschreiben und mitteilen. Sie ist niemals von außen messbar! Daher ist es wichtig, Menschen zu glauben und sie ernst zu nehmen, wenn sie ihr Geschlecht mitteilen.

Diskriminierungen sind umfassende und oft legale Gewaltverhältnisse, welche Lebensverhältnisse grundlegend prägen und mitorganisieren. Sie haben identitätsstiftende Funktionen für Gruppen und Einzelpersonen sowohl auf der diskriminierenden, als auch auf der diskriminierten Seite. Offensichtliche Demütigungen und körperliche Gewalt gehören ebenso dazu wie unsichtbar wirkende Macht und Ungleichbehandlungen. Tatsächlich wird es umso komplizierter, Diskriminierungen zu erkennen, je selbstverständlicher uns unser Alltag mit den vorhandenen Machtstrukturen und unausgesprochenen Regeln vorkommt.

Zwei Schlüsselbegriffe, um Wesen und Funktion von Diskriminierung zu beschreiben, sind **Essentialisierung** und **Naturalisierung**. Diese Begriffe machen kenntlich, dass soziokulturelle Annahmen und Gewohnheiten für natürlich, geschichtslos und kulturunabhängig gehalten werden. Auf diese Weise wird Ungleichheit als Gegeben hingenommen und damit legitimisiert.

Menschen wird bei der Geburt ein **Geschlecht** zugeordnet. Dabei wird lediglich das äußerlich sichtbare Genital des Babys begutachtet, während andere biologische, soziale und psychologische Merkmale außer Acht gelassen werden. Zur Verfügung stehen derzeit nur die beiden Geschlechtskategorien männlich und weiblich. In besonderen Einzelfällen kann die Kategorie „divers“ eingetragen werden, die jedoch kein eigenes Geschlecht darstellt, sondern eine vermeintliche Abweichung von der binären Norm. Seit 2018 ist es auch

möglich, unter bestimmten Umständen den Geschlechtseintrag freizulassen. Andere Geschlechter als männlich und weiblich können jedoch nach wie vor nicht eingetragen werden. Die meisten Menschen sehen diese Zuordnung als selbstverständlich an.

Dieser Logik zugrunde liegen die Ordnungsprinzipien Cisnormativität und Heteronormativität. **Cisnormativität** bezeichnet die unhinterfragte Annahme: Menschen haben das Geschlecht bzw. identifizieren sich mit dem Geschlecht, das für sie kurz nach der Geburt rechtsverbindlich eingetragen wurde. Dazu gehören unausgesprochen immer auch Vorstellungen davon, was Personen welchen Geschlechts dürfen, wie sie sich zu verhalten und wie sie auszusehen haben. **Heteronormativität** wiederum bezieht sich auf die Annahme, dass sich Männer und Frauen gegenseitig romantisch und sexuell anziehen und Lebenspartnerschaften miteinander eingehen. Cis- und Heteronormativität sind nicht dasselbe, jedoch eng miteinander verwoben. In beiden Begriffen spiegelt sich wider, dass Cis- und Heterosein unserer aktuellen gesellschaftlichen Norm entsprechen und darüber naturalisiert werden. Da jedoch sowohl trans* Personen als auch nicht-heterosexuelle Menschen existieren, ist die Annahme falsch, dass nur Cis- und Heterosein „normal“ oder „natürlich“ sei.

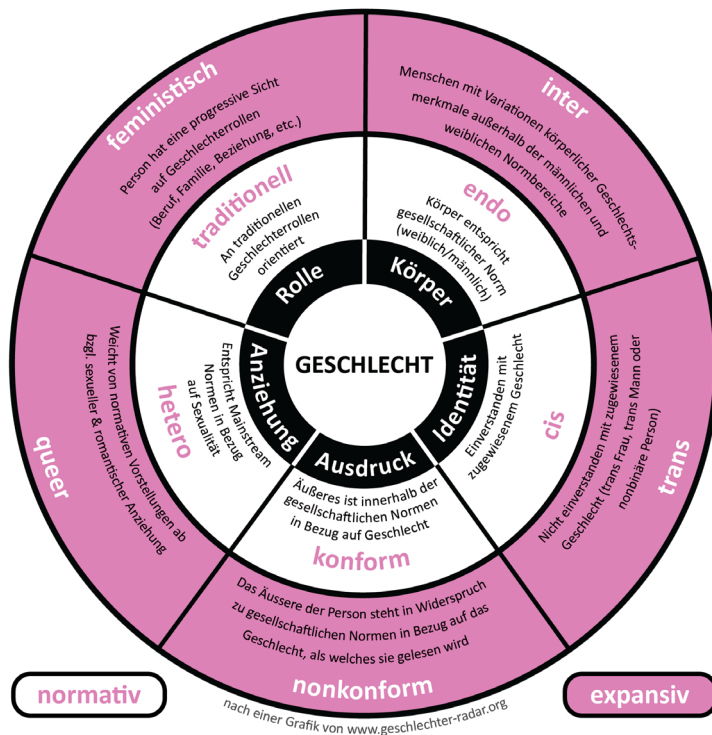
Eine **Norm** beschreibt, was als „normal“ gelten soll und auch, wer das bestimmt. Normen sind aber immer historisch gewachsen und in ihren verschiedenen Kontexten kulturell geprägt. An den so entstandenen Normalitäten richten wir uns allgemein aus, z. B. im zwischenmenschlichen Umgang, in der Medizin, in der Forschung oder auch bezüglich des eigenen Aussehens, das angepasst wird, und der eigenen Lebensplanung. Menschen, die von einer gesellschaftlichen Norm abweichen, werden marginalisiert. **Marginalisierung** bedeutet, dass bestimmte Gruppen an den Rand der Gesellschaft gedrängt existieren und weniger bis gar keine oder negative Beachtung haben. An ihnen wird die Forschung nicht ausgerichtet, für sie steht weniger oder keine medizinische Unterstützung zur Verfügung, sie und ihre Lebenswelten kommen in Schulbüchern und Medien nicht vor usw. Sie haben weniger Sichtbarkeit.

Spätestens ab Geburt werden uns bewusst und unbewusst Normen und Werte vermittelt. Dabei können wir zunächst nicht hinterfragen, ob sie für uns Sinn ergeben und gerecht sind. Aber auch wenn wir älter werden und uns und unsere Umgebung zunehmend reflektieren können, tun viele das nur,

wenn sie mit Grenzen konfrontiert werden, die sie einschränken oder ihnen sogar weh tun. Die Wahrscheinlichkeit, dass wir uns aus Bequemlichkeit auch mit Dingen arrangieren, die uns eigentlich nicht gefallen, ist groß. Oft werden eher die eigenen Überzeugungen, Erfahrungen und Gefühle hinterfragt, als die gesellschaftlichen Normen.

Unsere Gesellschaft beruht auf einer Reihe von Annahmen über Geschlecht: Menschen seien entweder Männer oder Frauen und könnten immer eindeutig als solche identifiziert werden, alle Männer denken, fühlen und verhielten sich auf eine „männliche“ Art und Weise, alle Frauen auf eine „weibliche“ – und das alles sei schon bei Geburt mehr oder weniger festgelegt. Diese binäre Einteilung basiere letztlich auf den Genitalien und der Rolle bei einer möglichen Fortpflanzung. Trans* Personen beweisen jedoch, dass diese Vorstellungen falsch sind. Die Geschlechtsidentität von trans* und abinären Personen entspricht nicht dem Zuweisungsgeschlecht. Die Existenz von Transidentität und von trans* Personen zeigt, dass Personen mit Penis Frauen oder abinär/agender sein können und Personen mit Vulva und Vagina Männer oder abinär/agender. Die gewachsenen Genitalien können neben anderen körperlichen Merkmalen eine Rolle bei der Fortpflanzung spielen, aber sie sind nicht zwingend mit dem Identitätsgeschlecht einer Person verbunden.

Mit Geschlecht assoziiert ein Großteil der Menschen Genitalien und die Vorstellung: Penis = Mann, Vulva = Frau, dazu kommen weitere körperliche Merkmale wie Behaarung und Form der Brust. Tatsächlich haben die meisten Menschen entweder einen Penis oder eine Vulva und sind glücklich damit. Nicht alle können sich fortpflanzen. Manche Menschen haben auch individueller ausgeprägte Genitalien. Des Weiteren sind die genitale und die fortpflanzungsbezogene Dimension von Geschlecht nur zwei von vielen Dimensionen. Nicht nur wurde und wird in verschiedenen Gesellschaften und gesellschaftlichen Milieus Geschlecht unterschiedlich verstanden – auch in den verschiedenen Wissenschaften gibt es unterschiedliche Definitionen von Geschlecht!



Die wirkmächtigen Annahmen der Zweigeschlechtlichkeit und der Cisnormativität führen dazu, dass Transfeindlichkeit und Diskriminierung für trans* Personen zum Alltag gehören - manchmal so sehr, dass trans* Personen mitunter selbst nicht das ganze Ausmaß dieser normativen Einschränkung erkennen, sondern sich unbewusst anpassen oder selbst entwerten. Aber auch wenn diese Einflüsse erkannt werden, kann es schwer fallen, sie zu vermeiden und gelernte Selbstabwertungen wieder zu verlernen.

Weiter Lesen zu Geschlecht:

Heinz-Jürgen Voß, *Geschlecht. Wider die Natürlichkeit*, Schmetterling Verlag 2018.

Mehr über Kultur und Geschichte von Geschlechtsnonkonformität:

Leslie Feinberg, *Trans Gender Warriors. Making History from Joan of Arc to Dennis Rodman*, Beacon Press 1996.

Intergeschlechtlichkeit

Intergeschlechtlichkeit ist eine Form körperlicher und geschlechtlicher Vielfalt und hat sich als Begriff Anfang der 2012er-Jahre in der deutschsprachigen Inter*-Community gebildet. Der Begriff beschreibt Körper, die den normativen Vorstellungen von männlich und weiblich nicht entsprechen. Endogeschlechtlich und dyadisch sind Begriffe, die nicht-intergeschlechtliche Menschen bezeichnen und entwickelt wurden, um die unsichtbare Norm zu markieren und zu dezentrieren.

Inter* sind kein drittes Geschlecht und nicht zu verwechseln mit Transgeschlechtlichkeit, Nichtbinarität, Homo- oder Bisexualität. Inter* kann auch eine Geschlechtsidentität sein, muss es aber nicht. Inter* können auch (manchmal zusätzlich oder nur) eine männliche, weibliche, trans* oder nicht-binäre Identität haben. Das sexuelle Begehren von Inter* ist so vielfältig wie das endogeschlechtlicher Menschen.

Inter* zeigen, dass menschliche Körper vielfältig sind, und das gilt auch für biologische Merkmale auf chromosomaler, hormoneller, gonadaler und genitaler Ebene. Das widerspricht der verbreiteten Annahme, es gäbe nur zwei Geschlechter. Als Folge gilt Intergeschlechtlichkeit als etwas Fehlerhaftes, das angepasst werden muss. Befinden sich die Variationen körperlicher

Geschlechtsmerkmale bei einer Person außerhalb des männlichen oder weiblichen Normbereichs, können verschiedene diskriminierende medizinische Praxen zur Anwendung kommen: von Abtreibung und vorgeburtlichen Hormontherapien über kosmetische Operationen an (Klein-)Kindern bis hin zur Sterilisierung und der lebenslangen Verabreichung von Hormonpräparaten. Das Ziel davon ist, die Körper autoritär an Geschlechternormen anzupassen.

Dominierender Logik zufolge sollen intergeschlechtliche Menschen durch medizinische Anpassung vor gesellschaftlicher Diskriminierung geschützt werden. Tatsächlich schützt das jedoch die Gesellschaft in ihrem binärem geschlechtlichen Selbstverständnis. Offenes Ziel der medizinischen „Behandlung“ von „Intersexualität“ ist heterosexuelle Penetrationsfähigkeit, bei Vermännlichungen auch im Stehen urinieren zu können. Das zentrale Motiv hierbei ist Identitätsverlustangst in einer zweigeschlechtlich und heteronormativ strukturierten Gesellschaft.

Die Gemeinsamkeiten intergeschlechtlicher Menschen sind oft Erlebnisse von Pathologisierung, medizinischer Gewalt, innerfamiliärer und öffentlicher Tabuisierung, Leugnung und Bagatellisierung dieser Gewalt und eine allgemeine Benachteiligung in allen Lebensbereichen, die eine Zuordnung binärer Geschlechtlichkeit verlangen. Die Folgen können Traumatisierung, Entfremdung vom eigenen Körper, existenzielle Verunsicherung etc. sein.



Fahne für Inter*

Hingegen regt sich seit den 1990er Jahren Widerstand von Inter*-Organisationen, deren Kernforderung das Selbstbestimmungsrecht intergeschlechtlicher Menschen über ihren eigenen Körper und unmittelbar daraus abgeleitet das Verbot geschlechtsverändernder kosmetischer Eingriffe bei nicht-einwilligungsfähigen Kindern und Jugendlichen ist. Diese Forderung ist in der Bundesrepublik mit dem „Gesetz zum Schutz von Kindern mit Varianten der Geschlechtsentwicklung“ zwar seit 2021 formal erfüllt, allerdings bietet das Gesetz so viele Schlupflöcher, dass die Forderung weiterhin besteht.

Inter*-Kindern und -Jugendlichen kann aus verschiedenen Gründen in Erziehungs- und Bildungseinrichtungen Diskriminierung widerfahren, auch wenn sie nicht geoutet sind, beispielsweise aufgrund ‚untypischer‘ Pubertätsverläufe und körperlicher Merkmale, die aus der zweigeschlechtlichen Norm herausfallen, des erzwungenen Versteckens der eigenen Geschlechtlichkeit oder wegen Fehlzeiten aufgrund medizinischer Behandlungen. Zugleich kann die Resilienz, Diskriminierung zu widerstehen, aufgrund eines geringen Selbstbewusstseins und einer Tendenz zur Selbstisolation als Folgen medizinischer Eingriffe und gesellschaftlichen Schweigens minimiert sein. Dazu können mangelnde Identifikationsmöglichkeiten mit Peers kommen. Diese Gemengelage kann zu Stress, Verhaltensauffälligkeiten, überangepasstem Verhalten, Ablenkungsstrategien, Mobbing- und Diskriminierungswiderfahrnissen, Leistungseinbußen, Meidung von Jugendfreizeiteinrichtungen und Schulausfall bis hin zum Schulabbruch führen. In der Folge schneiden intergeschlechtliche Menschen häufig unterdurchschnittlich ab und können ihre Potenziale nicht voll entwickeln.

Intergeschlechtlichkeit wird allgemein leider als „Minderheitenthema“ gesehen, womit eine reduzierte Sensibilisierung, Wissensaneignung und Handlungsbereitschaft in der Gesellschaft einhergehen. Es ist wichtig, zu verstehen, dass

- ◆ Inter* nicht krank sind
- ◆ es sowohl um endogeschlechtliche Sensibilisierung als auch um intergeschlechtliches Empowerment geht
- ◆ die Wissensproduktion zu Intergeschlechtlichkeit umkämpft ist und Selbstzeugnisse und Theorieproduktion intergeschlechtlicher Menschen von zentraler Bedeutung sind

- ◆ die zentralen Forderungen intergeschlechtlicher Organisationen die nach körperlicher Unversehrtheit und geschlechtlicher Selbstbestimmung sind
- ◆ geschlechtsverändernde Behandlungen nur selten notwendig, sondern meist rein kosmetischer Natur sind
- ◆ der Präventionsgedanke der Medizin (Eingriffe, damit das Kind später keine Probleme hat), überhaupt erst die Probleme schafft
- ◆ Kinder/Jugendliche/Erwachsene immer noch intergeschlechtlich sind, auch wenn es Eingriffe durch die Medizin gegeben hat
- ◆ sich Intergeschlechtlichkeit vor oder nach der Geburt, in der Pubertät oder im Erwachsenenalter zeigen kann
- ◆ viele intergeschlechtliche Menschen aufgrund von mangelnder Aufklärung nichts von ihrer eigenen Intergeschlechtlichkeit wissen
- ◆ intergeschlechtliche Menschen sich nicht unbedingt als intergeschlechtlich identifizieren
- ◆ es nicht „die eine“ inter*-Erfahrung oder -Lebensrealität gibt
- ◆ sowohl inter- als auch endogeschlechtliche Menschen in Gruppen sind, also immer eine Haltung angenommen werden sollte, die davon ausgeht, das Inter* anwesend sind
- ◆ Inter* niemals ohne ihr Einverständnis geoutet werden dürfen
- ◆ peer-Beratung und -Kontakte von herausragender Bedeutung sind
- ◆ es auch um die eigene Sprache geht, nicht als Selbstzweck, Kosmetik oder zur Erfüllung von Codes, sondern aus einer Haltung der Vielfalt

Was ist Diskriminierung?

Eine Person zu diskriminieren bedeutet: diese Person aufgrund der Annahme, dass sie einer benachteiligten Gruppe angehört, schlechter zu behandeln oder schlecht über sie zu reden. Menschen werden durch Diskriminierungen ent-individualisiert, in ihrer Würde verletzt und daran gehindert, ihre Persönlichkeit frei zu entfalten. Diskriminierungen sind Aberkennungen von Menschenrechten. Sie sind weder Einzel- noch Zufälle. Dahinter steht vielmehr ein sozialer Mechanismus: Menschen werden anhand kulturbedingter Merkmale (z. B. Geschlecht, Alter, ethnische Zugehörigkeit, Körperform u. a.) gesellschaftlichen Gruppen zugeordnet. Diese Merkmale müssen die jeweiligen Personen nicht tatsächlich besitzen, sie können ihnen auch von außen zugeschrieben werden. Zum Beispiel kann ein cis Mann Transfeindlichkeit erleben, weil er sich schminkt, obwohl er gar nicht trans* ist. Dabei gibt es große graduelle Unterschiede im Erleben von Diskriminierungen und darin, ob und wie Menschen sich wehren können. Der geschminkte cis Mann hat strukturell bedingt mehr Möglichkeiten, sich zu wehren und zu genesen, als die trans* Frau, deren Identität durch Transfeindlichkeit in Frage gestellt wird.

Diskriminierung reduziert Menschen auf bestimmte Merkmale. Andere persönliche Eigenschaften und Merkmale werden dadurch unsichtbar. So werden trans* Personen häufig auf ihr Transsein reduziert, worüber Religion,

Geschlechtsidentitäten, sexuelle Orientierungen, soziale Hintergründe, politische Ansichten, Familienverhältnisse, aber auch persönliche Eigenschaften, Hobbies und Talente in den Hintergrund rücken.

Wenn Menschen wegen etwas benachteiligt oder schlecht behandelt werden, was nicht auf gesellschaftlichen Ungleichheiten beruht, handelt es sich nicht um Diskriminierung, sondern um Benachteiligung oder schlechte Behandlung. Wenn Benachteiligung aus sachlichen Gründen erfolgt, handelt es sich ebenfalls nicht um Diskriminierung. Allerdings ist die Definition davon, was ein sachlicher Grund ist, häufig recht kompliziert.

Eine Person kann andere diskriminieren, ohne dass es ihr bewusst ist. Diskriminierungen gehen sogar oft von Personen aus, die von sich selbst denken, dass sie andere nicht diskriminieren.

Ein trans* Mann sucht einen Psychotherapieplatz und ruft in einer Praxis an. Er fragt den Therapeuten, ob dieser schon trans* Personen als Klient*innen in der Praxis hatte und sich mit Transidentität auskennt. Der Therapeut antwortet offen und freundlich, er behandle „alle Menschen gleich“, da er immer „von Mensch zu Mensch“ arbeite. Der trans* Mann fühlt sich unverstanden und zurückgestoßen. Seine Frage wurde nicht beantwortet. Der Psychotherapeut übersieht, dass Menschen zwar gleichwertig, aber nicht gleich sind. Er ignoriert die von der Norm abweichenden alltäglichen Erfahrungen des trans* Manns. So wird Unterstützung nicht möglich sein. Vielmehr würde ein Teufelskreis der Diskriminierung entstehen, weil Diskriminierungen, die stattgefunden haben und erlebt wurden, ungehört und unverstanden bleiben.

Diskriminierung misst sich nicht an Absichten, sondern an den Wirkungen von Handeln und Nichthandeln. Auch wenn wir es nicht böse meinen, können wir anderen Verletzungen in Form von Diskriminierungen zufügen, sie demütigen oder benachteiligen. Dahinter muss kein manifestes Vorurteil stehen. Oft kann auch ungenügendes Wissen über Diskriminierungsmechanismen, bestimmte

gesellschaftliche Gruppen oder eine einzelne Person schädliche Wirkung entfalten. Menschen ungewollt zu diskriminieren, bedeutet nicht, ein schlechter Mensch zu sein. Es muss jedoch immer ernst genommen werden, wenn eine Person äußert, diskriminiert worden zu sein, damit das Geschehene hinterfragt werden und die diskriminierte Person ggf. heilen kann.

Diskriminierungen können hinter **Rationalisierungen** versteckt werden. Oft dienen sie dazu, das eigene Weltbild zu festigen. Das tun Menschen z. B., um sich sicher zu fühlen, aber auch, um eigene Privilegien nicht aufgeben zu müssen. So kann sich auch eine Nähe zu einem (pseudo-)feministischen, esoterischen oder rechten Weltbild zeigen.

Eine im Umweltschutz engagierte Person zeigt eine ablehnende Haltung gegenüber trans* Personen. Sie äußert die Ansicht, Menschen seien einfach Mann oder Frau und trans* Personen gäbe es nicht. Sie wird durch einen Bekannten direkt damit konfrontiert, dass manche Menschen an ihrem Zuweisungsgeschlecht leiden, und das doch Bedeutung habe. Darauf antwortet sie, die Natur könne sich nicht irren. Weiteren persönlichen Austausch zu diesem Thema verweigert sie. In ihrem Denken und Fühlen stehen nicht Menschen im Mittelpunkt, sondern eine Ideologie: eine vermeintlich statische, geschichtslose Natur, der sich trans* Personen unterordnen sollen, damit das Weltbild der Person wieder aufgeht.

In Deutschland gibt es seit 2006 das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG). Es soll der Benachteiligung aufgrund eines „schützenswerten Merkmals“ entgegenwirken. Schützenswerte Merkmale sind laut AGG ethnische Herkunft, Geschlecht, Religion oder Weltanschauung, Behinderung, Alter und sexuelle Identität. Geschlechtsidentität wird noch nicht explizit genannt, fällt aber derzeit unter „Geschlecht“ und „sexuelle Identität“. Das AGG definiert Diskriminierungen als Aussagen oder Handlungen, die gegen Mitglieder einer gesellschaftlich benachteiligten Gruppe gerichtet und herabsetzend, entwürdigend oder benachteiligend sind.

Es wurde eingeführt, um diese Benachteiligungen zu „verhindern oder zu beseitigen“ (AGG § 1). Dazu führt das Gesetz verschiedene Gebiete und Maßnahmen aus, in denen eine Ungleichbehandlung aufgrund der erwähnten Merkmale nicht erlaubt ist. Das beinhaltet z. B. die Vergabe von Jobs und Wohnungen, aber auch den Zugang zu Bildung. Jedoch lässt sich oft schwer nachweisen, dass eine Benachteiligung aufgrund eines der genannten Merkmale geschehen ist.

Das AGG stellt nur einen ersten rechtlichen Rahmen für Antidiskriminierung und kann die allermeisten Diskriminierungen nicht erfassen. Es geht zudem vorrangig davon aus, dass Diskriminierung vorsätzlich stattfindet, was oft nicht der Fall ist. Trotzdem ist das AGG ein Schritt in die richtige Richtung, weil es Antidiskriminierungsarbeit rechtlich verankert. Derzeit gibt es Bemühungen, das Gesetz zu reformieren und den Bedarfen von diskriminierten Personen weiter anzupassen.

Oft denken Menschen, dass benachteiligte Personen durch Quotenregelungen u. Ä. eine „Sonderbehandlung“ bekommen. Solche Maßnahmen sind jedoch nur deshalb nötig, weil eine Chancenungleichheit besteht, die minimiert werden soll. Einen **Nachteilsausgleich** anzustrengen heißt: mit politischen oder institutionellen Mitteln Privilegien und Benachteiligungen kompensieren, um mehr Gleichbehandlung und Chancengleichheit zu ermöglichen.

Mehr darüber:
<https://www.antidiskriminierungsstelle.de/>

Hier weiterlesen:
<https://agg-reform.jetzt/>

Ebenen von Diskriminierung

Wenn Diskriminierung stattfindet, ist es sinnvoll, sich die Frage zu stellen, auf welcher Ebene das passiert. So können wir identifizieren, wer wen aus welchen Gründen diskriminiert und besser verstehen, was wir dagegen tun können. Daher werden im Folgenden die verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen von Diskriminierung erklärt.

- ◆ **INTERPERSONELLE EBENE:** Diskriminierungen auf der unmittelbaren Beziehungsebene zwischen Personen, z. B. ein abschätziger Blick, eine Beleidigung, Mobbing oder ein Gewaltakt.
- ◆ **SPRACHLICHE EBENE:** Sprechen ist handeln. Mit anderen Menschen zu sprechen bedeutet also, in der Beziehung Dinge zu tun – oder manchmal auch: einer Person Dinge anzutun. Diskriminierung über Sprache kann unbewusst oder bewusst stattfinden. Beispiel: eine Person anders ansprechen, als von ihr gewünscht.
- ◆ **INSTITUTIONELLE EBENE:** Benachteiligungen, die von Institutionen ausgehen, etwa von Schulen, Firmen, Vereinen, Universitäten, Polizei, Verwaltungen etc. Beispiele: eine nicht für alle geeignete Toiletten- und Umkleidensituation, Formulare auf denen ein Geschlecht angekreuzt werden muss, E-Mail-Adres-

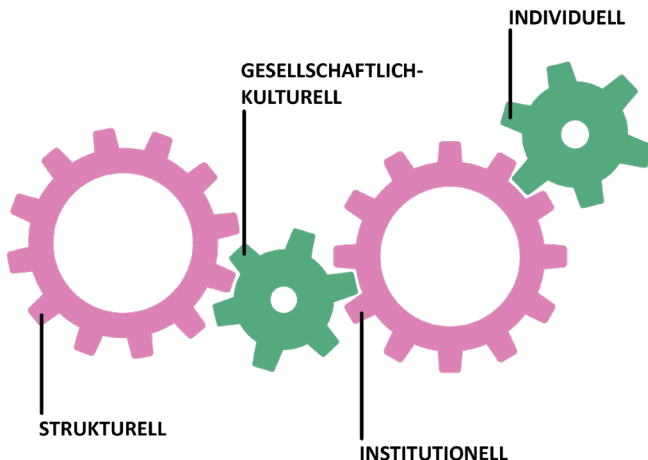
sen und Zeugnisse auf falsche Namen, fehlende Pronomen hinter Namensschildern oder hinter Namen auf Webseiten.

♦ **KULTURELLE EBENE:** Gewohnheiten, Lebensrealitäten und Repräsentationen von Geschlecht und Geschlechtsidentitäten. Beispiele: Einteilung in Jungen- und Mädchenspielzeug, Farb- und Geruchsgebung bei Drogerieartikeln, Mangel an Möglichkeiten für trans* Personen, über sich selbst zu sprechen und dabei gehört und ernst genommen zu werden, trans* Personen Qualifikationen absprechen.

♦ **INTRAPERSONELLE EBENE:** Verinnerlichung von Diskriminierung: die Person, die diskriminiert wird, übernimmt die negativen Einstellungen gegenüber sich selbst, ihrer eigenen Gruppe oder anderen marginalisierten Gruppen. Beispiele: eine trans* Person empfindet sich als hässlich oder minderwertig, eine trans* Person möchte nicht so sein, wie andere trans* Personen.

♦ **STRUKTURELLE EBENE:** Etablierte Normvorstellungen durchziehen die Gesellschaft auf den unterschiedlichen Ebenen. Sie bilden eine unsichtbare Struktur, die auch ohne bewusstes Zutun der Handelnden Ungleichheiten und Diskriminierungen legitimiert. Auch: Gesetze und Verwaltungsvorschriften.

Die meisten Diskriminierungen finden auf mehreren Ebenen gleichzeitig statt und können daher auch auf mehreren Ebenen bekämpft werden. Strukturelle Diskriminierung bezeichnet auch das Ineinandergreifen von Diskriminierungen auf allen Ebenen der Gesellschaft.



Minderheitenstress

Das Konzept Minderheitenstress ist ein Erklärungsmodell, das Wirkungen von Diskriminierungen auf der persönlichen Ebene als systemisch darstellt. Demnach haben zwar alle Menschen individuelle Probleme. Personen, die einer gesellschaftlichen Minderheit angehören, werden aber darüber hinaus strukturell benachteiligt. Sie sehen sich also mit zusätzlichen Schwierigkeiten konfrontiert, die in ihrer Marginalisierung begründet liegen. Die unmittelbaren und mittelbaren gesundheitlichen und sozialen Folgen davon, z. B. höhere Krankheitsraten, gelernte Vermeidungsstrategien, soziale Benachteiligungen, sind in Diskriminierung begründet. Das Minderheitenstressmodell erklärt also, wie Diskriminierung krank macht und gibt Hinweise darauf, welche Folgen sich darüber hinaus dadurch ergeben können.

Die folgende Auswahl an Beispielen kann dies veranschaulichen:

- ◆ Trans* Personen werden täglich mit Marginalisierung und Diskriminierung konfrontiert. Dadurch haben sie einen angegriffenen mentalen Grundzustand. Sie müssen deswegen mehr psychische Kraft aufwenden, um vergleichsweise leichte Aufgaben zu erledigen. Erschöpfung ist eine Hauptfolge von Diskriminierung und kann den Alltag sehr erschweren.
- ◆ Krankheiten sind auch durch Lebensverhältnisse bedingt. Trans* Personen haben bestimmte Krankheiten statistisch gesehen wesentlich häufiger als

cis Personen. Ihre Lebenserwartung ist im Durchschnitt geringer.

- ◆ Trans* Personen erfahren Ablehnung wegen ihres Transseins und haben oft größere Angst vor Ablehnung. Sie berichten häufiger von Einsamkeit und haben statistisch seltener romantische und sexuelle Beziehungen. Durch diese zusätzlichen Belastungen kann es trans* Personen schwerer fallen, Beziehungen produktiv zu gestalten, weil diese eher mit Ängsten verknüpft sind.
- ◆ Trans* Personen haben trotz statistisch überdurchschnittlichem Bildungsniveau eine weit höhere Arbeitslosenquote und arbeiten häufiger unter ihrem Ausbildungsstand. Auch solche sozialen Schwierigkeiten können Folgen von Minderheitenstress sein oder durch diesen verschlimmert werden.
- ◆ Minderheitenstress ist ein Grundzustand. Das äußert sich in allgemeiner Erschöpfung, Traurigkeit, Einsamkeit und Ängsten bis hin zu psychischen und körperlichen Krankheiten und dem Wunsch, nicht mehr leben zu wollen bzw. einem frühen Tod. Kurz- und langfristige psychologische Folgen sind Bestandteile von Minderheitenstress.

Ein Angriff auf eine Person, die einer Minderheit angehört, gilt nicht nur dieser Person. Er gilt der gesamten Minderheit, da die Person nicht als Individuum, sondern als Merkmalsträger*in angegriffen wird. Eine gedankliche Vorwegnahme von Diskriminierungen ist daher kein psychologischer Kurzschluss, sondern folgt der persönlich erfahrenen und der gesellschaftlichen Realität. Sie ist oft wohl überlegt, denn es kann trans* Personen schützen, bspw. bestimmte Straßen oder Personen zu meiden, oder Techniken der Selbstbehauptung zu üben, auch wenn dies ihre Lebenswelt beschneidet und finanzielle, zeitliche und psychische Ressourcen beansprucht. Trans* Personen sind, wie alle Angehörigen von diskriminierten Minderheiten, in der schwierigen Lage, Gefahrenpotentiale beurteilen und entscheiden zu müssen, wie sehr sie sich für ihre Sicherheit im Alltag einschränken möchten. Zugleich müssen sie sich um einen Realitätsabgleich und den Einsatz ihrer positiven Ressourcen bemühen. Diese Fähigkeiten werden als **Resilienz** bezeichnet.

Mikroaggressionen

Mikroaggressionen gelten als das „neue Gesicht von Diskriminierung“. Sie sind oft verdeckt oder erscheinen vergleichsweise harmlos, können aber drastische Wirkungen haben. Es handelt sich dabei um Demütigungen, Benachteiligungen oder Ignoranz in der alltäglichen Kommunikation oder im Handeln gegenüber Angehörigen einer marginalisierten Gruppe. Sie haben typischerweise die Form von versteckten Beleidigungen, Entwertungen oder spitzen Bemerkungen in sprachlichen oder nonverbalen Interaktionen zwischen Menschen. Sie können absichtlich oder absichtslos, grob, unsensibel oder subtil sein. Manchmal entscheidet auch der Kontext darüber, ob eine Diskriminierung vorliegt. Mikroaggressionen werden häufig nur von den diskriminierten Personen selbst und von sensibilisierten Dritten wahrgenommen. Gerade das kann sie aber sehr wirkmächtig machen.

Mikroaggressionen, die absichtslos realisiert werden, sind Spiegelungen von Unwissen, strukturellen Ungleichheiten und Machtgefällen in einer Gesellschaft. Es sind diejenigen Formen von Diskriminierung, denen marginalisierte Menschen konstant ausgesetzt sind wie einem giftigen Nieselregen. Mikroaggressionen werden oft mit Insektenstichen verglichen: Einmal gestochen zu werden, kann weh tun, lässt sich aber aushalten. Wer jedoch sein Leben lang mehrmals täglich gestochen wird, ist irgendwann ganz zerstoichen und hat keine Zeit mehr zu heilen. Es kommt vielleicht zu einer Blutvergiftung und die

Wirkung der Stiche vervielfältigt sich in einem eigenen, innerem Kreislauf. Die Person wird schwächer, und möglicherweise sind die Schmerzen irgendwann so groß, dass es als einfacher erscheint, gar nicht mehr vor die Tür zu gehen und sich den Biestern auszusetzen.

In einer Diskussion über Gleichberechtigung sprechen die Beteiligten immer wieder von „Männern und Frauen“. Es scheint klar, dass damit nur cis Personen gemeint sind. Eine anwesende, ungeoutete abinäre Person fühlt sich dadurch verletzt und ausgeschlossen. Sie wünscht sich eine andere Sprache, äußert den Wunsch aber aus Furcht vor negativen Reaktionen nicht. Dem Risiko solcher Reaktionen möchte sie sich nicht aussetzen, weil diese ihr erfahrungsgemäß sehr weh tun. Sie geht weg und kehrt zu den folgenden Themenabenden nicht wieder. Zu Hause schämt sie sich, weil sie sich nicht gewehrt hat. Niemand bemerkt, dass sie den Diskussionen fernbleibt und sich nicht geäußert hat.

Wenn die Person aus dem Beispiel sich geäußert und darum gebeten hätte, andere Geschlechter sprachlich zu berücksichtigen, hätten die Beteiligten vielleicht positiv reagiert. Eventuell hätten sie sich entschuldigt und sich darum bemüht, eine inklusive Sprache zu nutzen. Möglicherweise hätten sie aber auch genervt reagiert und der abinären Person vorgeworfen, sie sei „zu sensibel“ oder sie würde „überreagieren“. Letzteres wäre eine Folgediskriminierung in Form einer Mikroentwertung. Diese Variante von Mikroaggressionen besteht darin, Aussagen, Gefühle, Einschätzungen und Wahrnehmungen von Marginalisierten nicht ernst zu nehmen oder ganz zu ignorieren. Als Angehörige einer Minderheit ist die Person mit diesen Mechanismen sehr gut vertraut, hat diese mögliche Reaktion antizipiert und sich dafür entschieden, hier keine Folgediskriminierung zu riskieren, sondern sich zurückzuziehen.

Mehr über Mikroaggressionen:

Kevin Leo Yabut Nadal, Dismantling Everyday Discrimination. Microaggressions Towards LGBTQ People, American Psychological Association 2023.

Mehrfach- diskriminierung

Trans* Personen gehören oft nicht nur einer marginalisierten Gruppe an. Sie können aufgrund mehrerer Merkmale potentiell privilegiert oder diskriminiert werden. Verschiedene Privilegien und Diskriminierungsformen „stapeln“ sich aber nicht einfach aufeinander, sondern beeinflussen sich gegenseitig. Dieses Zusammenwirken unterschiedlicher Diskriminierungsformen verändert, wie sich Diskriminierungen äußern und wie sie erlebt werden.

Beispiele:

- ◆ Trans* Personen mit Behinderung, Neurodivergenz oder psychischer Krankheit werden Transitionsmaßnahmen oft pauschal verweigert. Dies wird mit „fehlender Zurechnungsfähigkeit“ oder „zu geringen Erfolgsaussichten“ begründet.
- ◆ Vor allem jungen trans* Männern wird ihr Transsein oftmals abgesprochen. Dann wird gesagt, es gäbe derzeit „zu viele trans* Männer“ oder die Person „könne das ja noch gar nicht wissen“ und würde nur ihre „Weiblichkeit ablehnen“. Für die Verschränkung von Sexismus und Transfeindlichkeit bezogen auf Männer existiert derzeit kein unumstrittener Begriff.
- ◆ Für die Verschränkung von Sexismus und Transfeindlichkeit gegenüber trans*femininen Personen und Frauen gibt es den Begriff **Transmisogynie**. Häufige Formen sind Sexualisierung, Lächerlich-Machen, körperliche



Verschiedene Formen von Diskriminierungen stapeln sich nicht, sondern überlappen sich. Das verändert Art und Wirkung von Diskriminierungen, so wie Farben sich verändern, wenn sie gemischt werden.

Angriffe und ein sehr strenges Beurteilen des Äußeren wie Kleidung, Make-up und Körperbau.

- ◆ Religiöse trans* Personen erfahren möglicherweise innerhalb ihrer Glaubensgemeinschaften Diskriminierung für ihr Transsein mit der Begründung, das sei mit der Religion unvereinbar. In Transräumen wird ihnen dann vielleicht vermittelt, dass sie diese Diskriminierung durch ihre Religiosität selbst in Kauf nehmen würden. Eine außenstehende Person wiederum könnte behaupten, muslimische Menschen seien per se sexistisch und transfeindlich, obwohl vor ihr gerade muslimische trans* Personen stehen, was diese Annahme zumindest fraglich macht.
- ◆ An Personen, die Rassismuserfahrungen machen, werden unterschiedliche Erwartungen bezüglich Geschlecht und Geschlechtsausdruck gestellt. Transitionieren kann bedeuten, sich dem Druck auszusetzen, sich einer hegemonialen Kultur anpassen zu müssen. Der Begriff trans* z. B. ergibt nicht in allen Kulturen und Sprachen Sinn. Auch die Rassismen, die eine Person erlebt, verändern sich durch eine Transition, da Männer, Frauen und geschlechtsnichtkonforme Menschen jeweils anders von Rassismen betroffen sind.

Über Transfeindlichkeit

Transfeindlichkeit umfasst Ablehnung und Abwertungen von

- ◆ trans*, abinären und genderfluiden Personen,
- ◆ Personen, die Geschlechtergrenzen überschreiten,
- ◆ Personen, die für trans* Personen gehalten werden,
- ◆ Personen, die trans* Personen unterstützen.

Sie kann sich im Denken und im Fühlen, in Kommunikation, Handeln oder Nichthandeln zeigen. Transfeindlichkeit kann (schein)rational oder emotional geäußert werden. Sie ist subtil oder direkt und mal mehr, mal weniger offen aggressiv.

Das Ausmaß an Demütigung und **Fremdbestimmung**, mit dem trans* Personen konfrontiert sind, ist gewaltig, und für Personen, die sich bisher wenig mit dem Thema befasst haben, oft schockierend. Fremdbestimmung umfasst u. a. Zweifel an der Transidentität einer Person, die mangelnde Bereitschaft, eine Person mit dem gewünschten Namen und Pronomen anzusprechen, die generelle Leugnung von Transidentität, die Verweigerung geschlechts- oder transitionsbezogener Dienstleistungen, das Versperren von Zugängen zu und den Ausschluss aus Räumen, Bevormundung und das ungefragte Sprechen für trans* Personen. Hinter Fremdbestimmung kann der Wille stehen, trans* Per-

sonen zu kontrollieren, oder der Wunsch, dass trans* Personen nicht existieren sollten. Das kann zu der Behauptung führen, Transidentität oder Abinartität gäbe es nicht. Eine Variante des Wunsches nach Kontrolle und Auslöschung ist die **Pathologisierung** von Transidentität und die Unterlassung angemessener medizinischer und psychotherapeutischer Hilfe. Die Scheinrationalität, mit der Fremdbestimmung oft legitimiert werden soll, wirkt für Personen ohne ausreichendes Hintergrundwissen zu Transidentität oft zunächst überzeugend. Daher wird die Gewalttätigkeit dieser Logiken häufig verkannt.

Einer Schülerin aus Schleswig-Holstein wird in der Schule verboten, die Frauentoilette zu nutzen, da sie einen Transhintergrund hat. Eine Lösung wird nicht gefunden, so dass sie aufhört, vormittags zu trinken, um keine Toilette aufsuchen zu müssen. Beim Sportunterricht darf sie sich nicht in der Mädchenumkleide umziehen, sondern wird dafür in eine Abstellkammer geschickt. Auf den Zeugnissen steht ihr Geburtsname, der bürgerlich-rechtlich noch gültig ist. Obwohl sie beim Direktor der Schule mehrmals darum gebeten hat, ihren richtigen Namen auf das Zeugnis zu schreiben und mit Unterstützung einer Transberatungsstelle auch rechtlich argumentieren konnte, wird die Ausstellung des Zeugnisses auf den richtigen Namen verweigert. Die Schülerin wird zunehmend depressiv und sogar suizidal. Deswegen wird ihr von der Schulsozialarbeiterin eine Psychotherapie empfohlen, um sich mit ihrer Geschlechtsidentität und den damit verbundenen Problemen auseinanderzusetzen. Die Regelungen der Schule anzupassen, wird nicht in Betracht gezogen.

Eine Psychiaterin, die mit trans* Jugendlichen arbeitet, erzählt in einem Interview, wie wichtig es sei, diese Jugendlichen zu unterstützen, wenn sich einmal „herausstellt“, dass es sich „wirklich um transidente Mädchen oder Jungen“ handle. Manche hätten allerdings überzogene Wünsche. Zum Beispiel wünschten sich einige medizinische Maßnahmen direkt nach den ersten Begegnungen. Von Seiten der Behandler*innen würde aber viel mehr Zeit dafür gebraucht, bis sie sicher sein könnten, dass diese Personen „wirklich trans*“ seien. Diese Jugendlichen würden mit der Zeit sehr fordernd und ungeduldig. Dann sei es ratsam, sie in ihre Schranken zu weisen und „von ihrem hohen Ross herunterzuholen“. Schließlich sei die Medizin kein Selbstbedienungsladen, in dem sich alle wünschen können, was sie wollen. Die Mediziner*innen müssten immer das letzte Wort haben, denn sie trügen große Verantwortung.

Transfeindlichkeit ist auch für die Täter*innen immer eine emotionale Angelegenheit, auch wenn dies nicht immer so wahrgenommen, oder sogar geleugnet, wird. Zugrunde liegen dann z. B. uneingestandene Verunsicherung, Angst, Wut, Hass oder Ekel vor trans* Personen oder dem Thema Transidentität. Mit den trans* Personen sollen auch die eigenen Gefühle unterdrückt und kontrolliert sowie geltende Normen aufrechterhalten werden, wie es die vorangegangenen Beispiele nahelegen. In anderen Situationen werden trans* Personen direkt mit den Emotionen der Täter*innen konfrontiert.

Eine Person verteilt in einem alternativen Kieler Kulturzentrum Flyer für eine Transgruppe. Neben ihr steht eine Frau. Als diese auf die Flyer guckt und die Überschrift liest, verzieht sie angewidert das Gesicht. Sie rührt sich nicht, bleibt dicht neben der Person stehen und starrt weiter auf den Flyer. Als die Person später nochmal an dem Tisch vorbeikommt, liegen die Flyer im Mülleimer.

Transfeindliches Verhalten kann Ignoranz und Nichthandeln beinhalten. Es kann sich auch im Verhindern von gesellschaftlicher Teilhabe und der Unsichtbarmachung von Personen, von Organisationen oder von Transidentität als Thema äußern. Wer sich weigert, mit trans* Personen zusammen zu sein oder zu arbeiten, agiert dann transfeindlich, wenn das Transsein der Grund dafür ist. Das lässt sich nicht immer eindeutig erkennen. Gerade in den Fällen, in denen Unklarheit darüber bleibt, kann sich bei den Leidtragenden das zermürbende Gedankenkarussell von Selbstzweifeln und verinnerlichter Diskriminierung in Gang setzen.

Eine trans* Kinder- und Jugendgruppe fragt bei einem örtlichen Jugendhilfverein an, ob sie sich in deren Räumlichkeiten treffen kann. Ihr selber stehen keine eigenen Räume zur Verfügung. Die Sozialarbeitenden des Jugendhilfvereins sagen gerne zu. Wenig später müssen sie aber eine Absage übermitteln: Der Vorstand des Trägervereins habe sich dagegen ausgesprochen, dass sich die trans* Kinder- und Jugendgruppe dort trifft. Eine Begründung dürfe nicht weitergeleitet werden. Der Vorstand selbst nimmt zu keinem Zeitpunkt Kontakt mit der Transorganisation auf, die nie die Gründe für diese Entscheidung erfährt.

Transfeindlichkeit geht nicht ausschließlich von einzelnen Personen aus. Einen großen Anteil an struktureller Transfeindlichkeit haben öffentliche und private Institutionen wie städtische, kommunale und Landesverwaltungen, Schulen und Universitäten, Polizei, religiöse und kulturelle Einrichtungen und Vereine. Regelungen und Gesetze solcher Institutionen haben eine weitreichende Wirkung auf Menschen und eine nicht zu unterschätzende Ausstrahlungskraft auf andere gesellschaftliche Milieus bis in private Sphären. Dadurch haben Einrichtungen auch die Chance, durch institutionelle Verbesserungen an langfristigen gesamtgesellschaftlichen Strukturveränderungen mitzuwirken.

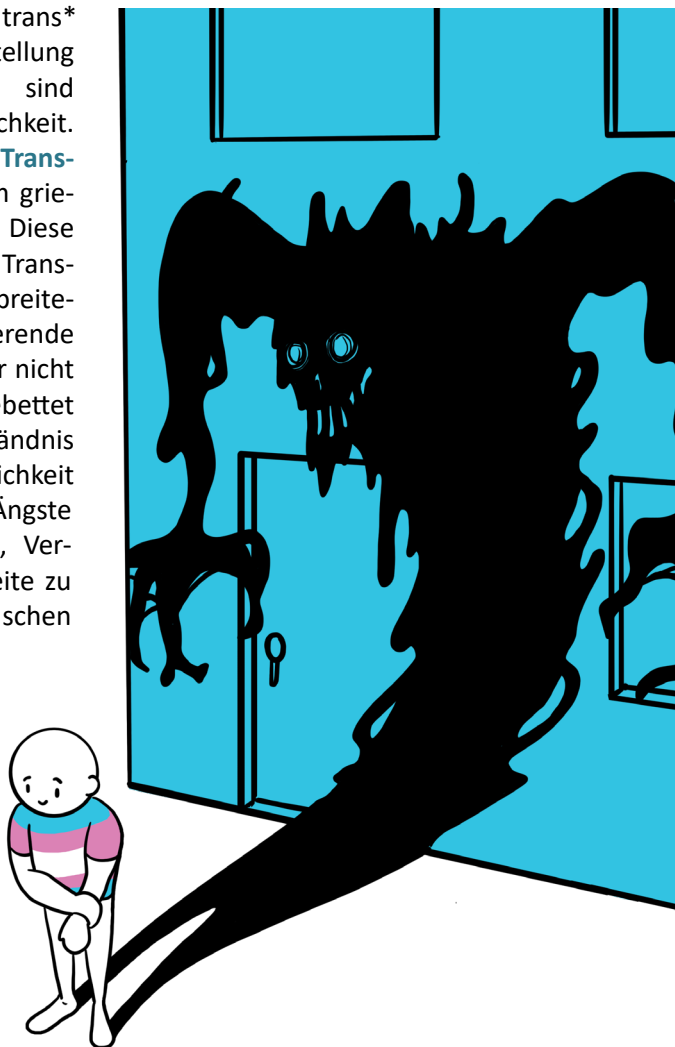
„Die schleswig-Holsteinische Hochschule, an der ich studiere, hat immer noch keine Möglichkeit geschaffen, eine Namens- und Geschlechtsänderung vor der rechtlichen Namensänderung vorzunehmen. Der alte Name steht also überall. Das erschwert es mir insbesondere, mich für Prüfungsleistungen anzumelden und diese abzulegen, ist aber auch z. B. bei Kontrollen im Bus oder an der Mensa-Kasse unangenehm. Ich habe aus der Verwaltung nach meiner Bitte, mich nicht als ‚Frau X‘ anzuschreiben, folgende Antwort bekommen: ‚Sehr geehrte Frau X, Sie sind bei uns als Frau geführt und eingeschrieben. Daher schreiben wir Sie auch so an. Auch das Zeugnis wird entsprechend erstellt werden.‘ Daraufhin habe ich mich bei der Diversitätsbeauftragten beschwert, die ein Gespräch mit der betreffenden Mitarbeiterin führen wollte. Eigentlich wollte sie mir danach rückmelden, wie es lief, aber das ist nicht passiert. Ich habe es auch nicht mehr geschafft, nachzufragen, da es mich emotional zu sehr aufgewühlt und mir das Gefühl gegeben hat, mein Studium sowieso nicht zu schaffen. Seitdem versuche ich Kontakt zur Verwaltung zu vermeiden.“

Transfeindlichkeit hat Überschreitungen von Geschlechtergrenzen und Transidentität zum Gegenstand sowie Personen zum Ziel, aber sie hat ihren Grund nicht in konkreten trans* Personen. Sie ist eine Haltung, die auch mit Einstellungen, Werten und Ängsten der jeweiligen Täter*in zusammenhängt. Daher sind häufiger Sätze zu hören wie: „Ich habe nichts gegen euch persönlich, aber mein Pronomen möchte ich nicht immer dazu sagen“ oder „tolles Engagement, aber wir können nicht unterstützen, es ist nicht unser Thema.“ Trans* Personen können auf diese Weise toleriert und gleichzeitig auf ihre „Plätze“ verwiesen werden. Solche Konstruktionen machen eine scheinbar neutrale Haltung in einer Situation möglich, in der es Neutralität nicht gibt. Diese Haltungen ignorieren weiterhin, dass es trans* Personen niemals ohne die Unterstützung von verbündeten cis Personen schaffen können, der überwältigenden Macht der Normgesellschaft wirkungsvoll etwas entgegenzusetzen.

Transfeindliche Vorurteile können durch die Begegnung mit trans* Personen korrigiert werden. Das hat auch damit zu tun, dass es noch zu wenig Wissen über Transidentität gibt, und Diskriminierungen nicht immer in grundsätzlicher Ablehnung, sondern auch in mangelnder Aufklärung und Unwissenheit

wurzeln. Gute Beratungs- und Bildungsprojekte nutzen die Kraft der direkten Begegnung, indem trans* Personen selber die Regie übernehmen und Beratungen und Fortbildungen „in eigener Sache“ anbieten. Trans* Personen haben durch ihre Lebenserfahrungen Zugriff auf Wissen, das noch keinen Eingang in die vorherrschenden Diskurse gefunden hat. Der Allgemeinheit geht wertvolles Wissen verloren, wenn diese Schätze ignoriert werden.

Irrationale Ängste vor trans* Personen oder der Infragestellung von Geschlechtergrenzen sind Bestandteile von Transfeindlichkeit. Darauf bezieht sich der Begriff **Transphobie** (Phobie leitet sich vom griechischen Wort für Furcht ab). Diese psychologische Dimension von Transfeindlichkeit bildet ein weit verbreitetes Fundament für diskriminierende Einstellungen. Sie existiert aber nicht isoliert, sondern muss als eingebettet in ein umfassenderes Verständnis von struktureller Transfeindlichkeit verstanden werden. Es sind Ängste davor, Privilegien aufzugeben, Vertrautes zu hinterfragen, zur Seite zu rücken und für andere Menschen Platz zu machen.



Formen transspezifischer Diskriminierung – Beispiele

PATHOLOGISIERUNG, MITLEID

Pathologisierung bedeutet, Transidentität als etwas Krankhaftes darzustellen. Es geht dabei nicht darum, ob die Person sich krank fühlt oder leidet. Vielmehr ist die Pathologisierung ein Mittel der Kontrolle und der Bestätigung von gesellschaftlichen Normen. Pathologisierung von Transidentität wird strukturell und auf interpersoneller Ebene dazu genutzt, Druck auf trans* Personen auszuüben. Das kann u. a. dazu führen, dass trans* und abinäre Personen ihr Coming-out „zurücknehmen“ oder sich gar nicht erst outen. So gab es bspw. in Folge einer vorsichtigen gesamtgesellschaftlichen Entpathologisierung von Transidentität in den letzten 20 Jahren immer mehr trans* Personen, die sich geoutet haben und transitioniert sind. Es hat davor aber nicht etwa weniger trans* Personen gegeben. In den Beratungsstellen melden sich vielmehr mittlerweile viele Menschen jenseits der 50, die sich zum ersten Mal öffentlich outen und eine Transition beginnen, weil sie es jetzt können.

Eine Variante von Pathologisierung ist „Mitleid mit trans* Personen“, z. B. wenn trans* Personen als „Betroffene“ bezeichnet werden. Durch Mitleid wird suggeriert, dass Transidentität etwas Bedauernswertes sei, was Menschen weniger wert und per se hilfsbedürftig macht. Das stimmt natürlich nicht.

EXOTISIERUNG

Transidentität wird oft z. B. mit Drag verwechselt. Auch wenn es wichtige Überschneidungen in der Geschichte gibt - eine Drag-Show ist eine Kunstform und hat nichts mit Transidentität zu tun. Trans* Männer und Frauen sind einfach Männer und Frauen, die oft nichts weiter wollen, als in Ruhe und unauffällig zu leben. Auch viele abinäre Personen wünschen sich lediglich, als sie selbst respektiert zu werden, ohne etwas oder jemanden darstellen zu müssen. Andere trans* Personen wollen hingegen ihren Transstatus aktivistisch nutzen, um auf die Gewalttätigkeit gesellschaftlicher Strukturen und Vorstellungen hinzuweisen, unter denen sie leben müssen. Keine trans* Person sollte aber dafür herhalten müssen, Neugier oder die Bedürfnisse nach Unterhaltung zu befriedigen. Keine trans* Person sollte auf „Freund*innen“ angewiesen sein, die sie nur aufgrund ihrer Transidentität „interessant“ finden. Keine trans* Person sollte dafür ausgenutzt werden, dass eine Firma, ein Verein oder eine Partei von sich sagen kann, eine trans* Person dabei zu haben.

„Ich war früher immer mal wieder auf schwulen Datingportalen unterwegs, habe es dort aber nie lange ausgehalten. Einerseits gab es offene Ablehnung von mir, einem trans* Mann, als irgendwie nicht vollwertigem Mann, aber auf der anderen Seite gab es auch diese Sexualisierung. Das fand ich persönlich noch schlimmer, obwohl es natürlich beides zusammengehört. Ich wurde von Leuten angeschrieben, die mich als ‚Transmännin‘ bezeichneten, oder als Zwitter – was stellen diese Leute sich vor? Die wollten dann auch fast immer so klassischen Heterosex, und ich sollte den Unterwürfigen spielen. Auf anderen Datingapps wurde ich hingegen oft von Lesben angeschrieben. Das ich fast nie als Mann wahrgenommen und angeschrieben wurde, war echt verletzend und hat über die Jahre wirklich Spuren bei mir hinterlassen. Ich habe deswegen Schwierigkeiten entwickelt, überhaupt Sexualität mit anderen Menschen zu leben.“

EINSEITIGE REPRÄSENTATION

Trans* Personen sind ebenso unterschiedlich und vielfältig wie cis Personen. In jeder Altersgruppe, in der Stadt und auf dem Land, politisch fortschrittlich oder konservativ, in der Kita, bei der Bundeswehr, in der Stadtverwaltung, als Erntehilfe und an der Börse: trans* Personen gibt es, sichtbar oder unsichtbar, überall. Am besten sollten wir daher die Vorstellung einer „typischen trans* Person“ ganz hinter uns lassen. Wenn gesellschaftlich und medial ein solches „typisches“ Bild hergestellt wird, dient das vor allem der Abwehr und der Befriedigung von Voyeurismus und Neugierde. Die einseitige Repräsentation von trans* Personen raubt diesen Menschen ihre Individualität, da nur die Transidentität gesehen wird, und alle anderen Aspekte der Persönlichkeit unsichtbar gemacht werden.

FALSCHER ANSPRACHE

Das bedeutet, dass eine Person mit falschem Namen angesprochen oder dass über sie mit falschem Namen gesprochen wird. In der Regel ist das der Name, der bei Geburt vergeben und im Laufe des Coming-outs als trans* abgelegt wurde. Meist spiegelt der Geburtsname das Zuweisungsgeschlecht. Manchmal ist der Name auch mit schlechten Erinnerungen verbunden. **Misgendering** bezeichnet die Nutzung eines falschen Pronomens oder einer falschen Anrede für eine Person, wenn z. B. eine Frau mit „er“ oder „Herr“ oder ein Mann mit „sie“ oder „Frau“ angesprochen wird. Abinäre Personen nutzen häufig gar keine Pronomen oder sogenannte **Neopronomen** wie „they“ oder „dey“. Da die meisten Menschen den Umgang damit nicht gewohnt sind, erleben abinäre Personen häufig Misgendering. Die Nutzung von Neopronomen und das Weglassen von Pronomen fallen vielen Menschen nicht leicht, können aber geübt werden. Das ist schlicht eine Frage von Respekt.

Eine Variante von Misgendering besteht darin, Männer und Frauen nicht als Männer und Frauen anzusprechen, sondern z. B. mit „Guten Tag Vorname Nachname“, auch wenn es sich um einen Mann oder um eine Frau handelt, oder geschlechtsneutral über sie zu sprechen, sie etwa als „die Person“ zu bezeichnen. Trans* Personen haben sich ihre Geschlechtsrolle, ihren Namen und ihr Pronomen meist sehr hart erkämpft, das gilt für Männer und Frauen ebenso wie für abinäre Personen. In der geschlechtsneutralen Ansprache

wird das Geschlecht dann wieder aberkannt – das passiert trans* Personen sehr viel häufiger, als cis Personen, welche nicht dafür kämpfen mussten. Eine nicht korrekte Ansprache zielt auf die Aberkennung der Identität einer Person

„Ich war in einer psychiatrischen Einrichtung, weil ich Depressionen hatte. Ich habe dort als trans* Person keine besondere Unterstützung erhalten, aber sie haben mich dort mit meinen richtigen Namen angesprochen. Einmal hatte ich Streit mit einer Pflegerin. Ich habe zu ihr ‚nein‘ gesagt, mich umgedreht und bin gegangen. Da hat sie mir laut meinen alten Vornamen hinterhergerufen. Ich denke, sie wollte mir damit zeigen, wer hier das Sagen hat. Es hat natürlich vor allem gezeigt, dass sie meine Transidentität dort als Kontrollmittel für mich benutzt haben. Ich finde es bemerkenswert, dass diese Person genau wusste, wie wichtig die richtige Ansprache für mich ist, sonst hätte sie dieses Machtmittel ja gar nicht benutzt. Dieser Vorfall war unglaublich verletzend, also eigentlich traumatisierend. Danach war es für mich und meine Genesung gelaufen in dieser Einrichtung.“

LEUGNEN VON TRANSFEINDLICHKEITEN

Transfeindlichkeit gibt es in allen Bereichen der Gesellschaft und in allen politischen Lagern. Sie wird durch die vermehrte Sichtbarkeit von trans* in den letzten Jahren nicht weniger, sondern mehr. In Feminismen ebenso wie im rechten Denken sind trans* Personen mittlerweile ein zentrales Feindbild, während weite Teile der Gesellschaft noch damit ringen, zu verstehen, was trans* ist und was trans* Personen brauchen und wollen. Transfeindlichkeit ist strukturell, sichtbar oder unsichtbar, auf allen gesellschaftlichen Ebenen derzeit zunehmend virulent. Viele trans* Personen spüren das immer und überall. Die Angst vor einem ungewollten Outing, die Befürchtung, feindselig angeguckt oder angegriffen zu werden, die Sorge, den Wohnort wechseln zu müssen, können ständige Begleiter*innen sein – so sehr, dass es zur Normalität wird. Trans* Personen haben unterschiedliche Umgangsweisen damit. Manche sind durch jahrelange Übung sehr resilient und gut darin geworden,

Grenzen zu ziehen und Räume für sich abzustecken. Trotzdem kann der Minderheitenstress durch die permanente Diskriminierung Angst, Selbstzweifel und eine schmerzhaft dauerhafte Scham bewirken – einfach dafür, zu existieren. Wenn trans* Personen gegenüber dann abgestritten wird, dass es Transfeindlichkeit gibt, kann das enorm weh tun. Auch Personen, die dem Thema Transidentität offen gegenüberstehen, sich aber nicht ausreichend mit trans* Personen und deren Lebenswelten auseinandergesetzt haben, können Diskriminierungen leugnen.

„Mit einer ehemaligen Kollegin sprach ich über meine Hochbegabung in Zusammenhang mit meiner Transidentität. Sie ist ebenfalls intellektuell sehr begabt und kennt die damit verbundenen großen Schwierigkeiten. Also vertraute ich ihr an, dass für mich das Outing als hochbegabt schwerer sei als mich als trans* zu outen, weil ich die Reaktionen darauf noch schwerer einschätzen kann. Und sie hat geantwortet: ‚Ja, das kann ich mir vorstellen, denn Transidentität ist ja als Thema schon mitten in unserer Gesellschaft angekommen.‘ Dieser Satz hat mich total umgehauen. Mit diesen Worten hat sie meine ganze Lebensrealität geleugnet. Ich habe danach nie wieder was mit ihr zu tun gehabt. Ich will eigentlich gar nicht so sein, aber ich konnte danach einfach nicht mehr mit ihr reden.“

TRANS* ALS „DRITTES GESCHLECHT“

Männer und Frauen mit Transitionsvergangenheit erleben häufig, dass sie nicht als Männer und Frauen, sondern einfach als queer oder als „ein Transgender“ gesehen werden – als sei Transidentität ein drittes Geschlecht. Trans* ist aber keine Geschlechtskategorie. Für manche trans* Personen wird das Transsein zu einem Teil der Identität, oft ist es aber nur ein Aspekt der viel umfangreicheren Geschichte und Erfahrungswelt einer Person. Auch eine strikte Unterscheidung zwischen cis Frauen und cis Männern auf der einen, trans* Frauen und trans* Männern auf der anderen Seite kann, je nach Kontext, problematisch sein. Denn so wird einem speziellen Teil der Geschichte einer Person mehr Gewicht gegeben als der Identität und es wird ein unüber-

windbarer Graben zwischen cis und trans* Personen geschaffen. Oft wird diese Unterscheidung auch essentialisiert: etwa wenn unterstellt wird, trans* Männer seien nicht so aggressiv wie cis Männer und daher in FLINTA*-Räumen willkommen, oder wenn trans* Frauen aufgrund ihrer vermeintlich männlichen Sozialisation nicht in Frauenräume gelassen werden.

FLINTA* steht für Frauen, Lesben, Inter*, Nichtbinär, Trans*, Agender, das * ist ein Platzhalter. FLINTA*-Räume verstehen sich i.d.R. als Frauenräume, die trans* und inter*-inklusiv sein möchten.

Kritisch dazu:

Anton Wegener, Unsichere Räume: Das Problem mit dem Begriff ‚FLINTA‘, in Zeitschrift für Konfliktforschung und Kontestation 1/2023, <https://doi.org/10.17605/OSF.IO/PJDM9>, als podcast: <https://www.freie-radios.net/121301>

TRANS* ALS „PHASE“

Auf das Coming-out insbesondere junger trans* Personen wird oft mit Zweifeln reagiert. Dann heißt es, dies sei eine „Modeerscheinung“ oder nur „eine Phase“ – bei cis Personen wird wohl eher selten vermutet, dass die Cisidentität nur „eine Phase“ sei. Oder es wird bei einem Coming-out gefragt: „Bist du dir auch sicher?“ Statt das Outing als trans* in Frage zu stellen, könnte eine angemessene, unterstützende Reaktion sein, sich für das entgegengebrachte Vertrauen zu bedanken oder der trans* Person zu ihrem Mut und ihrer Selbstreflexion zu gratulieren. Es ist immer davon auszugehen, dass eine Person sich nicht aus Spaß oder Langeweile als trans* outet. Im Gegenteil kostet es große Überwindung und kann mit starken Ängsten verbunden sein. Vor einem Coming-out haben viele trans* Personen monate- oder sogar jahrelang mit sich gerungen. Es ist auch hilfreich, sich klar zu machen, was mit einem Coming-out als trans* möglicherweise immer noch riskiert wird: der Verlust von Freund*innen, Familie, Job und der bürgerlichen Existenz. Es handelt sich also wahrscheinlich nicht um eine Laune oder Ad-hoc-Entscheidung, wenn sich eine Person outet.

Ein trans* Mann erzählt von den vielen Problemen in seiner Herkunftsfamilie, von der Armut und der Drogenabhängigkeit der Mutter. Er war einsam und unglücklich, hatte früh Probleme mit Depressionen, selbstverletzendem Verhalten und Essstörungen. Er habe sich bemüht, irgendwie allein durchzukommen. Dabei unterdrückte er das Wissen um seine Transidentität, denn „das war zu viel, das hätte ich nicht geschafft“. Er wollte einfach nur „normal sein“ und aus diesem „Loch“ herauskommen. Mit den Jahren ging es ihm aber immer wieder schlecht. Er hatte viel Sex mit Männern, ohne dies eigentlich zu wollen, und wurde Sexarbeiterin: „Ich wollte mir beweisen, dass ich als Frau funktionieren kann, ich wollte nicht trans* sein.“ Als das nicht mehr ging, habe er einen Mann geheiratet und mehrere Kinder geboren. Er habe irgendwie ein Leben gehabt, „aber innerlich war ich wie tot“. In der Zwischenzeit habe sich das Wissen über trans* um ihn herum verändert. Er nahm in den Medien immer mehr trans* Personen wahr. So fasste er den Entschluss, sich mit 50 offiziell zu outen: „Mein Cissein war eine sehr lange, traurige, selbstzerstörerische Phase, die ich vermutlich den Rest meines Lebens verarbeiten muss.“

TRAUMAGENESE VON TRANS*IDENTITÄT UND „PRIVILEGIEN ERSCHLEICHEN“

Eine Variante davon, nicht ernst genommen zu werden, begegnet Jungen, Männern, einigen abinären und trans*maskulinen Personen, denen gesagt wird, sie seien nicht trans*, sie hätten vielmehr Probleme mit der „Frauenrolle“. Dabei wird oft unterstellt, die Personen seien traumatisiert, hätten bspw. sexuelle Gewalt erlebt, und das sei die eigentliche Ursache für ihr Empfinden. Diese Traumagenese-Theorie wird durch viele Fakten widerlegt. Wenn der Transweg eine einfache Flucht aus sexistischen Macht- und Gewaltverhältnissen wäre, gäbe es wohl kaum noch Frauen. In einer ähnlichen Argumentationslinie – und explizit oder implizit damit zusammenhängend – wird behauptet, trans* Männer würden transitionieren, weil sie sich die Privilegien von Männern wünschen. Das ist falsch und verletzend, weil es die Geschlechtsidentität, den Wunsch und das Bedürfnis, im eigenen Geschlecht zu leben, ebenso entwertet wie die Traumagenese-Theorie.

TRANSFEINDLICHKEIT UND FEMINISMEN

Auch wenn es zunächst widersprüchlich erscheint, ist das Verhältnis zwischen trans* Emanzipation und Feminismus nicht immer das einfachste. Das liegt einerseits daran, dass cis Perspektiven oft dominieren, wodurch mögliche Beiträge trans* und abinärer Personen in feministischen Diskursen hintan stehen müssen und andererseits an einigen explizit transfeindlichen feministischen Strömungen. Letztere sind eigentlich seit den 1970er Jahren umstritten und problematisch, gewinnen aber insbesondere in den letzten Jahren wieder an Bedeutung. Transmisogynie spielt eine zentrale Rolle in transfeindlichen feministischen Formationen. Eine häufige Behauptung ist, dass trans* Frauen durch die Transition „betrügen“ und sich Zutritt zu Frauenräumen verschaffen möchten. Das negiert die Identität, denn Frauen sind Frauen, ob trans* oder cis.

LÄCHERLICH-MACHEN

Trans* Personen werden manchmal für den Wunsch, in ihrer Geschlechtsrolle zu leben, lächerlich gemacht. Schon das Äußern der Transidentität kann dazu führen, dass andere sich lustig machen. Über trans* Personen wird aber auch hämisch gelacht oder gelästert, wenn sie sich anziehen, schminken und bewegen, wie es ihnen entspricht, und das Ergebnis für Außenstehende nicht passt. Trans*männliche Personen erfahren Hohn und Spott, weil sie sich vermeintlich anmaßen, im „starken Geschlecht“ leben zu wollen, obwohl sie doch „nur Frauen“ seien. Trans* Frauen erleben sehr häufig offene und öffentliche Demütigungen, die sich auf ihr Äußeres beziehen, vor allem, wenn sie nicht eindeutig als Frauen gelesen werden. Das Verspotten ist eine Abwehrreaktion gegenüber der Überschreitung von Geschlechtergrenzen. Es kann Menschen massiv beschämen und dazu führen, dass sie sich überhaupt nicht mehr nach draußen trauen.

„Ich bin seit fast 6 Jahren öffentlich als trans* Frau geoutet, und seit 2 Jahren trage ich nur noch Damenkleidung, in der Freizeit und auch auf der Arbeit. Seitdem werden mir tagtäglich die verschiedensten Dinge an den Kopf geworfen. Es gibt Beleidigungen und viel Gelächter und Getuschel, wenn ich irgendwo bin. Am schlimmsten finde ich wirklich die Jugendlichen zwischen 10 und 18 Jahren. Man sollte meinen, die verstehen es vielleicht etwas besser als die ältere Generation, aber die sind mit Abstand die schlimmste Altersgruppe. Die Senior*innen sind meistens sogar diejenigen, die mir ein paar gute Worte zukommen lassen und nachfragen, weil sie das ‚Wieso-Weshalb-Warum‘ interessiert. Eine meiner schlimmsten Erinnerungen, seit ich mich damenhaft kleide, war nach der Arbeit. Eine Gruppe von Jugendlichen hat nach Feierabend auf mich gewartet und mich mit nassen Tampons und Binden beworfen. Ich habe gelernt, stark zu bleiben und mich nicht unterkriegen zu lassen. Und auch wenn ich vielleicht noch nicht die Beste darin bin, mein Make-up zu machen, bin ich glücklich, dass ich diesen Schritt gemacht habe.“

TOKENISMUS

„Tokens“ sind Personen, die von Dritten dafür benutzt werden, eine marginalisierte Gruppe zu repräsentieren. Diese Dritten können Individuen, Freund*innenkreise, Firmen, Parteien, Vereine oder andere Gruppen sein. Als Tokens benutzte Personen werden in dieser Funktion auf das Merkmal reduziert, das sie für die Dritten repräsentieren sollen, z. B. Transidentität. Die Repräsentation durch ein Token hat meist eine – oft nicht eingestandene – Funktion für die Dritten: Kritik an Transfeindlichkeit von vorneherein abzuwehren, ohne sich damit wirklich beschäftigen zu müssen („Wenn eine trans* Frau uns vertritt, können wir kein transfeindlicher Verein sein.“). Das führt oft dazu, dass valide Kritik nicht angenommen wird. Die Kritiker*innen erleben dann mitunter eine undurchdringliche Abwehrhaltung.

Die inhaltliche Position der Token-Person spielt eine eher untergeordnete Rolle, da sie in der Regel keine oder nur eine eingeschränkte meinungsbildende Funktion hat. Sie ist erhöhter Sichtbarkeit ausgesetzt und unterliegt eventuell einer Dauerbewertung. Die erhöhte Sichtbarkeit kann auch als

persönliche Anerkennung erlebt werden. Die Token-Position kann verlockend sein, weil sie schmeichelhaft wirken kann. Der Preis dafür ist die Entindividualisierung, das Ausgenutzt-Werden und das Mittragen von Diskriminierungen gegen die eigene Gruppe. Es kommt zu einer einseitigen Repräsentation von trans* Personen. Eine Variante von Tokenismus im Zusammenhang mit Trans* ist die Vereinnahmung von trans* Personen oder des Themas Transidentität für eigene Zwecke durch LGBT*I*-Vereine. Besonders trans* Frauen werden gerne als Maskottchen benutzt.

SICHTBARKEIT/UNSICHTBARKEIT

Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit sind oft zwei Seiten einer Medaille. Es sind wichtige Themen auf gesellschaftlich-politischer wie auch auf individueller Ebene. Unsichtbarmachung liegt immer dann vor, wenn trans* Personen oder das Thema Transidentität nicht mitgedacht, wenn Translebenswelten negiert oder ignoriert werden. Die umgekehrte Variante, Hypersichtbarkeit, wird bei vielen Formen von Exotisierung und Tokenismus virulent.

Bei medialer Hyperaufmerksamkeit bleiben trans* Personen und ihre Lebenswelten ebenso wie bei Tokenismus tatsächlich unsichtbar. Beides dient nicht dazu, Realitäten abzubilden. Vielmehr soll ein Maximum an Aufmerksamkeit erzeugt werden, um politische Ziele zu erreichen, Kritik abzuwehren oder Sensationslust von cis Personen zu befriedigen, die sich in (öffentlichen) Debatten über ihre eigenen Vorstellungen von Transidentität austauschen.

Passing bedeutet im Transkontext, dass eine Person aufgrund ihres Äußeren von Dritten in ihrem Identitätsgeschlecht wahrgenommen wird, etwa wenn jemand eine trans* Frau als Frau erkennt. Historisch gesehen kommt die Idee des Passings aus der Zeit, als in Nordamerika Schwarze Menschen im Zuge der Befreiung von der Sklaverei versucht haben, als *weiß* zu „passen“, um nicht Opfer von Mord und Gewalttaten zu werden. Es geht auch bei trans* Personen beim Passing oft um individuellen Schutz vor Diskriminierung und Übergriffen. Aber die betreffenden Personen erhoffen sich durch das Passing meist auch, sie selbst sein zu können und von anderen als sie selbst anerkannt zu werden, was mit den Glücksgefühlen der Geschlechtseuphorie verbunden ist. Passing hat dabei den mal absichtlichen, mal unabsichtlichen Effekt, dass es den Transhintergrund einer Person unsichtbar macht. Dass die meisten trans*

Personen als solche nicht zu erkennen sind, führt zu vermehrter Unsichtbarkeit von Transidentität in der Gesellschaft.

Trans* Frauen, trans* Männer und abinäre Personen sind von (Un-)Sichtbarkeit unterschiedlich betroffen. Während trans* Männer häufiger als solche unsichtbar sind, erfahren trans* Frauen und abinäre Personen häufiger Hypersichtbarkeit und werden teilweise auch sexualisiert und exotisiert in der Öffentlichkeit dargestellt, was wiederum andere Formen von Diskriminierungen bedingt.

SOZIALE AUSSCHLÜSSE UND MOBBING

Trans* Personen werden sowohl offen gemobbt als auch auf subtile Weise aus Gruppen ausgeschlossen. Besonders verletzend ist es, wenn die dabei anwesenden Personen nicht eingreifen. Über dieses Szenario wird oft von Schüler*innen berichtet, die Mitschüler*innen und Lehrpersonal bei Transfeindlichkeiten und Mobbing häufig als passiv erleben. Die zahlreichen Berichte darüber legen nahe, dass Transidentität und Transfeindlichkeit in Schulkontexten häufig nicht ernst genommen werden. Das ist gefährlich, denn Schüler*innen haben nicht die Möglichkeit, fernzubleiben oder zu kündigen.

Mobbing kann auch subtilere Erscheinungsformen annehmen. Dann machen trans* Personen bspw. die Erfahrung, dass ihren Wahrnehmungen und Äußerungen mit demonstrativem Unverständnis oder mit Feindseligkeit begegnet oder dass ihren besonderen Perspektiven die Richtigkeit abgesprochen wird. Der Mehrwert der Beiträge marginalisierter trans* Personen wird regelmäßig ignoriert, um eine selbstkritische Auseinandersetzung mit den eigenen Standpunkten und Privilegien zu vermeiden. Zu einem sozialen Ausschluss kommt es auch, indem Anliegen von trans* Personen abgewertet oder offen für irrelevant erklärt werden, weil es sich „nur um eine Minderheitenangelegenheit“ handelt.

Eine trans* Frau nimmt an einer Fortbildung zu Sexualberatung teil. Die Leute dort sind nett und begegnen ihr anfangs offen, aber sie fühlt sich fehl am Platz. Die Bücher, die gelesen werden sollen, sind durchweg aus Cisperspektive geschrieben und teilweise offen transfeindlich. Die Frau merkt auch, dass sie allein durch ihre Anwesenheit die Runde und die Referierenden ungewollt beeinflusst. Teilweise kann sie das positiv werten, aber sie spürt auch eine schwerer werdende Last auf sich. Sie fühlt sich mehr und mehr wie ein Alien. Sie isoliert sich zunehmend von der Gruppe, was anderen jedoch missfällt. Ihr wird gesagt, sie solle sich stärker einbringen, z. B. auch an den geselligen Abenden. Sie bittet einige Teilnehmende der Gruppe um Unterstützung. Daraufhin wird ihr vorgeworfen, sie wolle sich der Verantwortung entziehen, Teil der Gruppe zu werden. Sie muss die Fortbildung nach der Hälfte der Zeit abbrechen. Es gibt keine finanzielle Entschädigung.

VERWEIGERUNG VON PRIVATHEIT, DISTANZLOSIGKEIT UND „MELKEN“

Trans* Personen werden von interessierten Mitmenschen häufig als Wissensquelle wahrgenommen. Ihnen werden z. B. ganz selbstverständlich Fragen zu Transidentität und Transition gestellt. Die Fragenden machen sich dabei nicht bewusst, dass sie die trans* Person möglicherweise gerade auf das Merkmal trans* reduzieren, und dass es für sie darüber hinaus evtl. einen großen Aufwand bedeutet oder gar unangenehm ist, solche Fragen zu beantworten.

Auch trans* Personen kommen nicht mit sämtlichem Wissen über das Transsein und die Transition zur Welt, sondern müssen es sich hart erarbeiten. Dabei erhalten sie in der Regel nur sehr wenig oder gar keine Hilfe, da die Bedarfe von trans* Personen kaum bekannt sind und es dafür auch keine Lobby gibt. Selbst Hilfe für eine Transition zu finden, stellt oft eine große Hürde dar.

Das Ausfragen von trans* Personen wird „melken“ genannt. Eine Person zu „melken“ bedeutet auch, keine angemessene Distanz einzuhalten. Es ist nicht unbedingt die Neugier, die diskriminierend wirkt, denn dahinter kann auch ehrliches Interesse stecken. Problematisch ist vielmehr der Umgang mit der Neugier und die unhinterfragte Annahme, dass die trans* Person die Aufgabe

hat, über Transidentität aufzuklären und dabei auch Persönliches über sich preiszugeben.

In Arztpraxen und anderen klinischen Kontexten kommt es häufig vor, dass trans* Personen zu ihrer Geschlechtsidentität, Transition, zu ihrem Körper und ihrer Sexualität ausgefragt werden, auch wenn das für ihr Anliegen nicht relevant ist. Umgekehrt müssen Ärzt*innen und andere Behandler*innen oft erst mal über Transidentität und Transition aufgeklärt werden – dass trans* Patient*innen diese Aufgabe übernehmen, ist eher die Regel als die Ausnahme, und eine Form von „melken“. Beispielsweise müssen Personen, die transitionieren wollen, regelmässig Psychotherapeut*innen deren Rolle dabei erläutern.

Strukturelle Diskriminierung im Gesundheitswesen

Bis 2022 hat die Weltgesundheitsorganisation (WHO) trans* Personen unter dem Begriff „Transsexualismus“ als krank eingestuft. Diese Diagnose wurde mit der Überarbeitung des offiziellen Diagnosekatalogs gestrichen und durch „Geschlechtsinkongruenz“ ersetzt. Transsein wird seitdem nicht mehr als Krankheit angesehen. Der Leidensdruck, der daraus möglicherweise entsteht, wird jedoch als behandlungsbedürftig beurteilt. Neben dem Diagnosekatalog der WHO gelten in Deutschland bei Gesundheitsleistungen aber auch das Sozialgesetzbuch 5 (SGB V) und die Richtlinien des medizinischen Diensts der Krankenkassen (MD). Diese Richtlinien sind für Behandler*innen, z. B. Ärzt*innen und Psychotherapeut*innen, bindend, wenn die Kosten für bestimmte Gesundheitsmaßnahmen von den Krankenkassen getragen werden sollen. Obwohl es laut WHO die Diagnose „Transsexualismus“ nicht mehr gibt, fordert derzeit der MD in Deutschland diese Diagnose weiter für Personen, die auf die Finanzierung von transitionsspezifischen Gesundheitsleistungen (Hormonersatztherapie, Epilation, geschlechtsangleichende Operation usw.) angewiesen sind. Damit wird in der Praxis nicht nur die Aufhebung der Bewertung von Transidentität als Krankheit unterlaufen. Die Diagnose „Transsexualismus“ schließt darüber hinaus abinäre Menschen von vorneherein aus. Abinäre Personen, die geschlechtsangleichende Maßnahmen brauchen, müssen diese in Deutschland selbst bezahlen.

Die meisten trans* Personen lehnen es ab, aufgrund ihrer Transidentität für krank erklärt zu werden. Viele haben aber Sorge, dass sie ohne offizielle Diagnose keine Ansprüche mehr bei den Krankenkassen geltend machen können. Deshalb gibt es den Wunsch, Transgesundheitsversorgung ins SGB V aufzunehmen, in dem die Gesundheitsleistungen gesetzlich verankert sind. Hierunter fallen z. B. auch Leistungen für Schwangere, die ebenfalls spezifische Gesundheitsversorgung in Anspruch nehmen können, ohne als krank zu gelten.

Zur Finanzierung ihrer Geschlechtsangleichung müssen trans* Personen über die pathologisierende Diagnose „Transsexualismus“ hinaus aber noch weitere Maßnahmen über sich ergehen lassen. Dazu gehört eine verpflichtende Psychotherapie, die als „Begleittherapie“ bezeichnet wird und die jede*r Psychiater*in und jede psychotherapeutische Person durchführen darf. Nach Ablauf von 12 „Begleittherapie“-Sitzungen muss der*die Therapeut*in davon überzeugt sein, dass es sich um eine Transidentität handelt. Zudem muss ein sogenannter „krankheitswertiger Leidensdruck“ festgestellt werden, der psychotherapeutisch nicht ausreichend gelindert werden kann. Erst dann können entsprechende Gutachten ausgestellt werden, die für die eigentliche Behandlung durch Mediziner*innen benötigt werden. Allerdings kann Geschlechtsidentität nicht von außen, sondern nur durch Selbstauskunft ermittelt werden. Dafür reicht bei Erwachsenen im Grunde eine Sitzung. Ein sehr großer Teil der trans* Personen, die eine Begleittherapie machen müssen, empfindet dies bestenfalls als lästige Pflichtkür, in vielen Fällen als Qual. Die Begleittherapie muss unabhängig davon absolviert werden, ob die betreffende Person psychische Probleme und Interesse an der Durchführung hat. Damit handelt es sich um eine durch die Kostenträger*innen verordnete Zwangspsychotherapie, die sowohl die behandelte als auch die behandelnde Person unter Druck setzt, unnötigerweise viel Geld kostet und Psychotherapieplätze belegt, die von Anderen dringend benötigt werden. Das eigentliche Ziel einer Psychotherapie, Wiederherstellung von Gesundheit, wird karikiert.

Internationale Organisationen haben wiederholt darauf hingewiesen, dass eine obligatorische Psychotherapie im Zusammenhang mit einer Transition aus psychologischer, medizinischer und ethischer Sicht nicht haltbar ist.

Psychotherapeutische Behandler*innen werden in diesem Prozess zu Gehilf*innen der Krankenkassen. Damit dient die Begleittherapie strukturell

nicht dem Wohl der Klient*innen, sondern der Aufrechterhaltung der zweigeschlechtlichen Cisnorm und der Kontrolle von Geschlechtsidentitäten. Trans*-peer-Beratungsstellen können bezeugen, dass die Institution „Begleittherapie“ die Gesundheit von trans* Personen häufiger gefährdet als fördert.

Wartezeiten und „Begleittherapien“ kosten trans* Personen ihre wertvollste Ressource: Lebenszeit. In dieser Zeit leiden einige Menschen sehr. Mit der bevorstehenden Transition ist ein Ausweg in Sicht, der aber durch die beschriebenen Umstände zunächst unerreichbar bleibt. Zugleich befinden sich Personen zu diesem Zeitpunkt noch immer – und meist noch für eine ganze Weile – in einer sehr vulnerablen Transitionsphase, in der sie auch mit neuen Formen von Diskriminierung konfrontiert werden.

Zum Weiterlesen:

- ◆ E. Coleman et al., Standards of Care for the Health of Transgender and Gender Diverse People, Version 8, International Journal of Transgender Health, <https://doi.org/10.1080/26895269.2022.2100644>
- ◆ Sannik Ben Dehler et al., Policy Paper des Bundesverband Trans*: Trans* Gesundheit. Empfehlungen für die Stärkung der transitionsspezifischen und allgemeinen Gesundheitsversorgung, Berlin 2022, <https://www.bundesverband-trans.de/publikationen/policy-paper-transgesundheit/>
- ◆ Mari Günther et al., Psychotherapeutische Arbeit mit trans* Personen. Handbuch für die Gesundheitsversorgung, Ernst Reinhardt 2021.
- ◆ Mari Günther et al., Familien mit trans* und nicht-binären Kindern. Orientierung für Eltern, Jugendliche und Fachkräfte, Psychosozial 2023.

Es gibt nur sehr wenige Psychotherapeut*innen und Mediziner*innen, die kompetent und wohlwollend mit und für trans* Personen arbeiten. Behandler*innen und in Ausbildung befindliche Psychotherapeut*innen, die trans* Personen unterstützen möchten, können sich sehr gerne für weitergehende Informationen und Austausch an uns wenden:

beratung@transsupport.de

Marginalisierung in queeren und LGBT*I*-Kontexten

Leider gehören trans* Personen auch in LGBT*I*-Kontexten neben intergeschlechtlichen Personen zu den am stärksten marginalisierten Gruppen, vor allem, weil die gesamtgesellschaftlichen Machtverhältnisse nicht ausreichend reflektiert werden. „LGB“ steht für Lesben, Gays (Schwule) und Bisexuelle. Dabei geht es also um sexuelle Orientierungen bzw. sexuelle Identitäten. Bei Transidentität hingegen geht es um Geschlechtsidentität und bei Inter- geschlechtlichkeit wiederum um körperliche Geschlechtsmerkmale. Alles hat irgendwie mit Geschlecht zu tun, jedoch mit verschiedenen Aspekten von Geschlecht.

Cis Personen mit nicht-heterosexueller Orientierung und trans* Personen haben eine sehr unterschiedliche Stellung in unserer Gesellschaft und werden auf unterschiedliche Weise diskriminiert. Wir haben, was das Wissen über und die Akzeptanz von Trans*identität angeht, im Vergleich zu Homosexualität einen Rückstand von 20–30 Jahren aufzuholen. Homosexualität wurde von der WHO 1990 aus der Liste der Krankheiten gestrichen, während Transidentität sich gegenwärtig im Prozess der formalen Entpathologisierung befindet. Trans* Personen kämpfen derzeit darum, überhaupt sichtbar und in ihrer Existenz anerkannt zu werden – dann erst werden die mit Transidentität verbundenen Diskriminierungen und Lebenswelten angemessen thematisiert werden können. Trans* Personen, die sich geoutet haben und medizinisch

oder rechtlich transitionieren wollten, wurden bis 2011 in Deutschland zwangssterilisiert. Viele trans* Personen, die heute über 33 sind, sind davon betroffen. Ob das durch die Zwangssterilisierung verursachte Leid jemals anerkannt und entschädigt wird, ist derzeit unklar.

Die Unterschiede in der gesamtgesellschaftlichen Akzeptanz spiegeln sich als Machtverhältnisse auch innerhalb von LGBT*I*-Strukturen. Es gibt oft wenig Bewusstsein für und Wissen über Translebenswelten, trans*spezifische Diskriminierungen und ihre Auswirkungen bei cis LGB-Personen. „Gemeinschaft“ wird unter Ausblendung der Ungleichheiten zum Paradigma erhoben und Diskriminierungen außerhalb und innerhalb der eigenen Strukturen geleugnet, mit dem Ergebnis, dass die dominante cis Gruppe in vielen LGBT*I*-Kontexten tonangebend ist. Dass trans* Personen in LGBT*I*-Räumen und -Strukturen angefeindet werden und diese verlassen, ist keine Seltenheit. Mechanismen von Diskriminierung innerhalb dieser Kontexte können sehr subtil sein. Intersektionale Diskriminierungsverhältnisse wie Alter, Bildungshintergründe, psychische Erkrankungen und Rassismusbetroffenheit können sich darin abbilden und trans* Personen als Tokens benutzt werden. Auch Token-Personen selbst kann es schwerfallen, sich ihrer Position bewusst zu werden und Kritik anzunehmen.

Die Vereinnahmung des Token-T in LGBT*I* fungiert als „Geldhahn“ für Vereine und wirkt entwaffnend auf Kritik. Dabei müssen nicht einmal konkrete trans* Personen dabei sein – das „T“ im Namen reicht (und manchmal ist es auch nur ein * oder ein +). Es sind die Mehrfachmarginalisierten, die am meisten darunter leiden und am wenigsten Kraft haben, sich zu wehren. Es braucht daher auch unter nicht-heterosexuellen cis Personen engagierte Verbündete, die wirklich zuhören und die Wichtigkeit von Zurückhaltung verstehen.

Daneben gibt es weltweit in LGB-Kontexten auch ganz offene Transfeindlichkeit. Manchmal wird behauptet, es bräuchte keine trans*-Selbstvertretungsorganisationen, manchmal weigern sich Personen, ihr Pronomen zu nennen oder Neopronomen für andere zu nutzen. Personen mit Transitionsvergangenheit wird mitunter ihre queere, lesbische oder schwule Identität abgesprochen. Einige LGB-Organisationen und Zeitschriften leugnen die Existenz von Transidentität und kämpfen dagegen, dass trans* Personen Menschenrechte bekommen. LGBT*I*- und queer(-feministische) Organisationen, die transinklusiv sein wollen, müssen sich diesem Thema stellen, Lernprozesse

bewusst anstrengen und sich offensiv positionieren. Es sollte dabei darum gehen, trans* Räume zu schaffen, nicht sie zu verwehren oder zu besetzen. Dafür ist aktive Verbündetenschaft nötig.

Seid mindestens 15 Jahren gibt es bundesweit Versuche, eigene trans* Strukturen aufzubauen, die unabhängig von (queeren) LGB-dominierten Strukturen agieren, trans* (und Inter*-) Bedarfe gezielt und informiert fokussieren und versuchen, Sichtbarkeit für vielfältige Geschlechtsidentitäten herzustellen. Sobald aber „trans*“ und nicht „queer“ draufsteht, bleiben Organisationen weitgehend marginalisiert. Politik, viele Stiftungen und Wirtschaft bleiben dabei, LGBT*I* Anliegen zu unterstützen, trans* Anliegen jedoch ängstlich oder feindselig zu ignorieren. Diese Dynamiken spiegeln transspezifische Diskriminierung auf organisatorischer und politischer Ebene. Die Aufgabe der Politik wäre es, die Bedarfe endlich anzuerkennen, trans* Selbstvertretungsorganisationen gezielt ideell und finanziell zu fördern und sie nicht länger sich selber zu überlassen. Dies gilt insbesondere in Zeiten, in denen trans* Personen und geschlechtliche Vielfalt im Fokus rechter Agitation stehen.

Ein neuer trans*- Verein bewirbt sich bei einem LGBT*I*-Netzwerktreffen um Gelder für seine Projekte. Cis Personen, die seit vielen Jahren im Netzwerk aktiv sind, äußern sich lautstark dagegen: Es bräuchte keinen Trans*-Peer-Verein, da es ihren LGBT*I*-Verein schon gäbe und sie auch für trans* Personen da seien. Der Tonfall der Äußerungen ist aggressiv, und in der Runde gibt es kaum unterstützende Gegenrede. In einer geheimen Abstimmung wird dagegen gestimmt, dem Trans*-Peer-Verein Gelder zur Verfügung zu stellen. In den Monaten danach versuchen die trans* Personen, Teilnehmende des Netzwerks zu kontaktieren, ihre Position deutlich zu machen und eine Klärung herbeizuführen. Es gibt jedoch ausschließlich negative Reaktionen, auf die Argumente und Perspektiven wird nicht eingegangen. Den trans* Personen wird vielmehr vorgeworfen, dass sie den Gemeinschaftssinn des Zusammenschlusses stören würden. Der Verein erhält kein Geld und bleibt vom Netzwerktreffen weg. Von Seiten des Netzwerks gibt es keinen Versuch, die Situation zu verstehen und aus ihr zu lernen. Der öffentliche Geldgeber hält sich raus, da es als eine interne Angelegenheit des LGBT*I*-Netzwerkstreffens eingestuft wird.

Queer ist sowohl ein politisch gemeinter und genutzter Begriff, als auch eine Identitätsbezeichnung, weshalb es oft zu Verwirrungen kommt, wer und was denn jetzt eigentlich gemeint ist. Der Begriff queer kann eine bedeutsame politische Schlagkraft haben, und tatsächlich identifizieren sich viele trans* Personen auch persönlich als queer. Das trifft jedoch bei weitem nicht auf alle zu. Queer als Überbegriff für sehr unterschiedliche sexuelle und geschlechtliche Identitäten und Anliegen zu nutzen, macht die besonderen Positionen und Bedürfnisse von trans* Personen unsichtbar. Der Begriff vermag es auch nicht, trans*spezifische Diskriminierungen zu erfassen und abzubilden. Das hat weitreichende Wirkungen für Einzelne und für die politische Landschaft, in der LGBT*I*-Politiken verhandelt werden und wo trans* (und inter*) Selbstvertretungen und ihre Anliegen weit weniger als LGB-Anliegen wahrgenommen und beachtet werden. Durch Undifferenziertheit werden Machtverhältnisse reproduziert. Die Bezeichnung nicht-queerer trans* und inter* Personen als queer stellt außerdem eine Vereinnahmung dar, die als sehr schmerzvoll erlebt werden kann. Dies nicht anzuerkennen, ist ebenso gewaltvoll wie die Nichtanerkennung von Geschlechtsidentitäten und falsche Bezeichnungen in allen anderen Kontexten. Eine eindeutige Sprache ist ein wichtiges Instrument, um Diskriminierungen und Gewalt zu benennen und auch, um daran etwas zu verändern.

Mehr erfahren: Zita Grigowski, Trans* Fiction. Geschlechtliche Selbstverständnisse und Transfeindlichkeit, Unrast 2016.

Folgen von Diskriminierung

Diskriminierungen können sehr weh tun, in der Situation selber, aber auch noch lange danach. Scheinbar unwichtige Bemerkungen können Menschen in eine tiefe Lebenskrise stürzen, jahrelang erinnert werden und die Persönlichkeit verändern. Denn Diskriminierungen zielen auf die Identität einer Person, würdigen diese herab oder stellen sie in Frage. Zu den individuellen Folgen von Diskriminierungen gehören u. a. Beeinträchtigung der seelischen und körperlichen Gesundheit, Schwierigkeiten in sozialen Beziehungen, ein geringes Sicherheitsgefühl und mangelndes Vertrauen in gesellschaftliche und staatliche Institutionen.

Ist eine Person dauerhaft Diskriminierungen ausgesetzt, zeigt sich das häufig in emotionaler und körperlicher Erschöpfung. Menschen mit Minderheitenstress müssen sich nicht nur chronisch zur Wehr setzen, sie müssen auch unter erschwerten Bedingungen weiterhin alle Aufgaben bewältigen, die zum Leben dazugehören. So kann das Leben zu einem Dauerkampf werden. Verletzungen und Erschöpfung können das Selbstwertgefühl so sehr schwächen, dass sich Burn-out und Depressionen entwickeln. Häufig leiden trans* Personen auch unter Ängsten, vor allem unter sozialen Ängsten und Panikattacken. Nach derzeitigem Wissensstand ist auch die körperliche Gesundheit über transitionsbezogene Maßnahmen hinaus in Folge von Diskriminierungen und Minderheitenstress oft beeinträchtigt.

Aktuelle Studien zeigen folgende Befunde:

39 % der trans* Personen in Deutschland leiden unter Angststörungen (9 % bei cis LGB-Personen).

Bei 11 % wurde eine Essstörung diagnostiziert (circa 3,5 % bei cis LGB-Personen).

Trans* Personen empfinden häufig große Einsamkeit: 31 % der Befragten gaben an, dass ihnen die Gesellschaft anderer oft oder sehr oft fehle.

Die regelmäßige Beeinträchtigung im Alltag durch depressive Symptome (Ängstlichkeit oder Traurigkeit) ist bei trans* Personen stark erhöht.

Es besteht laut internationalen Studien eine stark erhöhte Prävalenz für Depressionen.

Es werden hohe Raten von selbstverletzendem Verhalten bei trans* Jugendlichen festgestellt. In den verschiedenen Länderstudien zeigten 17–42 % der trans* Jugendlichen selbstverletzendes Verhalten.

Suizidalität und Suizidrate sind massiv erhöht. In internationalen Studien ist der Prozentsatz für Suizidalität bei trans* Personen fast immer über 75 % , für Suizidversuche bei bis zu 40 %. Dieses Thema braucht unbedingt mehr Aufmerksamkeit.

In verschiedenen internationalen Studien wird darauf verwiesen, dass die allgemeine und gesundheitsbezogene Orientierung an einer biologisch festgelegten Zweigeschlechtlichkeit ein großes Gesundheitsrisiko für trans*

Personen darstellt. Aufklärung über Transidentität und transspezifische Diskriminierung sei dringend notwendig. Es bestehe hoher Handlungsbedarf bezüglich des Schutzes von trans* Personen und des Diskriminierungsabbaus. Das psychische Wohlbefinden sei deutlich besser unter denjenigen, die ein unterstützendes Umfeld haben.

Das Gesundheitsverhalten sei durch institutionelle Barrieren in Sportvereinen, bei Bewegungsangeboten, in Schwimmhallen usw., die sich standardmäßig an cis Personen orientieren, negativ beeinflusst. Die von zivilgesellschaftlichen Unterstützungsorganisationen in einigen Großstädten organisierten Sportangebote für trans* Personen erwiesen sich als hilfreich.

Sorge vor Diskriminierung schränke die Inanspruchnahme von Gesundheitsleistungen ein. Es gebe häufigere Fehldiagnosen. Gesundheitliche Beschwerden von trans* Personen würden nicht richtig eingeschätzt, sondern vereinfachend auf die Transidentität zurückgeführt. Mangelndes Fachwissen zur transspezifischen Gesundheitsversorgung sei ein relevanter Umstand, die niedrige Qualität der Versorgung wird betont. So würde bspw. gynäkologische oder urologische Behandlung manchmal verweigert.

Es gebe zudem bedeutende regionale Unterschiede: je ländlicher die Region, desto schlechter die Versorgung in allen erwähnten Punkten. Dies erschwere den Zugang besonders für Jugendliche sowie ältere und mobilitätseingeschränkte Personen. Auch die unterstützenden trans*-Peer-Beratungsstellen ließen sich in ländlichen Regionen kaum finden.

Die beschriebenen Barrieren seien bedeutsam und tragen zu massiv ungleicher gesundheitlicher Versorgung bei. Mangelnde Akzeptanz, Gewalterfahrungen und Diskriminierung belasteten die Psyche und könnten zu Erkrankungen führen. Ein akzeptierendes und unterstützendes soziales Umfeld sowie die Verfügbarkeit von trans*-Peer-Beratungsstellen mit Informations-, Beratungs- und Vernetzungsangeboten könnten sich auf die Gesundheit von trans* Personen hingegen förderlich auswirken.

Es gäbe eine große Forschungslücke bezüglich der Gesundheit von trans* Personen. Die unterschiedliche Berücksichtigung der Gesundheitsbedarfe und der spezifischen gesundheitlichen Situation von trans* Personen sei auch im

Verhältnis zu cis LGB-Personen sehr groß. Diese Gruppen sollten nicht vermischt werden.

Es ist wichtig zu betonen, dass die erhöhten Raten an psychischen und körperlichen Erkrankungen, Suizidalität und Suiziden nicht aus der Transidentität selbst resultieren, sondern Folgen von Diskriminierungen sind. Dies hebt auch die Forschung dazu hervor. Trans* Personen können demnach berichten, dass Phasen von erhöhter Ängstlichkeit, Depressionen und sogar Suizidversuche immer wieder auf diskriminierende Erlebnisse folgen und in direktem Zusammenhang damit stehen können. Diese Krankheiten und Probleme als Konsequenzen der Geschlechtsdysphorie darzustellen, würde eine (Folge)Diskriminierung und Beschämung bewirken. Die Ursachen des Leids würden dadurch direkt in das betreffende Individuum und dessen Transsein verlegt werden.

Mehr Zahlen und Informationen zu den gesundheitlichen Folgen von Transfeindlichkeit:

- ◆ Pöge, K. et al., Die gesundheitliche Lage von lesbischen, schwulen, bisexuellen sowie trans- und intergeschlechtlichen Menschen, *Journal of Health Monitoring* 5/2020, <http://doi.org/10.25646/6448>
- ◆ DIW Wochenbericht 6/2021, Geringere Chancen auf ein gesundes Leben für LGBTQI* Menschen, https://www.diw.de/documents/publikationen/73/diw_01.c.810350.de/21-6-1.pdf
- ◆ Natalie M. Wittlin et al., Mental Health of Transgender and Gender Diverse Youth, *Annual Review of Clinical Psychology* 19/2023, <https://doi.org/10.1146/annurev-clinpsy-072220-020326>

Verinnerlichte Transfeindlichkeit

Wenn Menschen ständig in einer Umgebung sind, die ihnen vermittelt, weniger wert als andere zu sein, glauben sie dies mit hoher Wahrscheinlichkeit irgendwann selbst. Diskriminierung verinnerlichen heißt, autoaggressive Denk- und Verhaltensweisen zu entwickeln, die den vorherrschenden entsprechen, und die gesellschaftlichen Machtverhältnisse aktiv gegen sich selbst zu wenden.

Bestandteile von verinnerlichter Diskriminierung können z. B. sein:

- ◆ Selbstabwertung, Selbsthass,
- ◆ eine Abwertung der eigenen Gruppe und von Personen der eigenen Gruppe,
- ◆ eine Abwertung anderer marginalisierter Gruppen und von Personen anderer marginalisierter Gruppen,
- ◆ eine Aufwertung von dominanten (nicht-marginalisierten) Gruppen und Angehörigen dieser Gruppen.

Verinnerlichte Diskriminierung

- ◆ kann sich schon sehr früh im Lebensverlauf entwickeln und über das gesamte Leben fortauern,
- ◆ entsteht unbewusst und absichtslos,
- ◆ wird mitunter über mehrere Generationen hinweg weitergegeben,

- ◆ hat systemische Wirkung: Es handelt sich um eine Folge von Dominanzverhältnissen und erhält diese zugleich aufrecht.

Verinnerlichte Diskriminierung erweist sich als außerordentlich wirkmächtig, nicht zuletzt, weil sie weitgehend unbewusst stattfindet. Schweregrad und Erscheinungsformen verinnerlichter Diskriminierung unterscheiden sich zwischen verschiedenen Gruppen und Einzelpersonen.

Es kann trans* Personen schützen, sich des Grads und der Gefährlichkeit der massiven Diskriminierung bewusst zu sein. Das ständige Erleben von Abwertung kann auch Resilienz und eine gesunde Wut auf die Verhältnisse bewirken, die dazu beiträgt, sich zu wehren und auch andere trans* Personen zu unterstützen und zu verteidigen. Auf der anderen Seite brechen trans* Personen jedoch häufig unter dem Druck der Transfeindlichkeit äußerlich oder innerlich zusammen. Tiefe Trauer über das eigene ungelebte Leben, Hass auf das Transsein und selbstzerstörerische Scham- und Schuldgefühle bis hin zum Wunsch nach Selbstausschöpfung können Folgen sein. Trans* Personen sehen sich dann mit den Blicken der cis Außenwelt. Es bestehen mitunter ständige Unsicherheiten bezüglich der eigenen Lebensgestaltung und Außenwirkung. Das kann sich auf Berufs- oder Freundschaftswahl, Transitionsmaßnahmen, Kleidung, die Stimme, die Gestik oder den Körper beziehen. Passing kann entscheidend zu einem zufriedenstellenden Leben beitragen. Passing kann aber auch eine negative Seite haben: nämlich den Wunsch der Ausschöpfung jedes Gedankens und Gefühls, das irgendwie mit dem eigenen Transsein oder der eigenen Transgeschichte in Verbindung steht.

Auch wenn der Wunsch, „einfach nur normal“ und „ich selbst“ zu sein, mehr als legitim ist: Trans* Personen stehen, anders als cis Männer und Frauen, vor der Lebensaufgabe, die Transerfahrung und alles damit Verbundene in ihr Selbstkonzept zu integrieren. Transidentität ist aber gesellschaftlich mit Scham, Abscheu und Minderwertigkeit assoziiert. Das erschwert diese Integrationsaufgabe und erhöht die Wahrscheinlichkeit, zumindest zeitweise daran zu scheitern.

Die Beschäftigung mit der Selbstunterdrückung bewegt sich daher zwischen zwei Polen: auf der einen Seite, sich von Zuschreibungen und Entwertungen möglichst zu befreien, und auf der anderen Seite im Sinne einer

fehlerfreundlichen Haltung nicht in Perfektionismus und Selbsthass zu verfallen, wenn dies einmal nicht gelingt.

Transidentität ist so eng mit Schamgefühlen verknüpft, dass es dafür einen eigenen Begriff gibt: „**trans shame**“. Scham entsteht durch ein ungünstiges Verhältnis zwischen dem Individuum und seiner Umgebung. Schamgefühle werden von trans* Personen vermehrt empfunden, wenn die eigene Geschlechtsidentität oder der richtige Name genannt und Angst dabei empfunden wird (in Coming-out-Situationen), wenn eine Person auf ihr Zuweisungsgeschlecht zurückgeworfen wird und in bzw. nach Diskriminierungssituationen.

Diskriminierung entwürdigt Personen, beraubt sie ihrer Menschlichkeit und Individualität und ist somit ein Prozess der Beschämung. Fremdbestimmt und kontrolliert zu werden, heißt: beschämt werden. Anders als Schuldgefühle fokussieren Schamgefühle nicht auf eine Situation oder Handlung, sondern auf die Person selbst: „Ich als ganze Person bin falsch.“ Sie führen dazu, dass Menschen sich verstellen, sich „wegwünschen“, unsichtbar sein wollen. Die Verbindung mit Suizidalität, der Selbstausslöschung und Selbsttötung, ist ebenso offenkundig wie diejenige mit den spezifischen Diskriminierungsformen, denen trans* Personen ausgesetzt sind. Scham hat eine höhere klinische Relevanz als Schuldgefühle. Schuldgefühle gehen mit einem Handeln einher, das sich auf die Umgebung bezieht. Scham hingegen stellt eine auf sich selbst bezogene Bewältigungsstrategie dar, die mit sozialem Rückzug und selbstdestruktiven Gedanken bis hin zu Suizidalität und Suizidversuchen assoziiert ist.

DAS UNBEHAGEN AN DER COMMUNITY

Verinnerlichte Transfeindlichkeit hat sicher ihren Anteil daran, dass viele trans* Personen Unbehagen gegenüber anderen trans* Personen empfinden. Manche meiden Kontakt zu anderen trans* Personen generell. Manche machen andere trans* Personen schlecht, indem „negative Seiten“ beson-

ders herausgestellt werden. Große Hoffnungen und Vertrauen wandeln sich mitunter plötzlich in unversöhnliches Misstrauen. Kritik wird nicht geäußert oder verboten, weil sie als zu verletzend erlebt wird. Aktivitäten von trans* Personen, die andere eigentlich unterstützen, werden argwöhnisch beäugt. Menschen, denen geholfen wurde, wenden sich gegen die Helfenden.

Die andere trans* Person teilt das Los, ins gesellschaftliche Abseits gedrängt zu sein. So wird dieses Gegenüber zu einem Spiegel der eigenen Entwürdigung. Es kann eine stärkende Vorbildfunktion haben. Aber es kann, unter den erschwerten Bedingungen der äußeren und verinnerlichten Abwertung, auch Neid, Missgunst und Hass hervorrufen.

Manchmal herrscht Misstrauen zwischen trans* Männern und Frauen, das sich in gegenseitigem Unverständnis und Abwertungen äußern kann. Hier spielt möglicherweise eine Unsicherheit bezüglich der eigenen Geschlechtsidentität eine Rolle, lebt die eine Person doch genau das, dem die andere zu entfliehen versucht. Zugleich machen die geschlechtsspezifischen Projektionen der Gesellschaft auch vor trans* Personen nicht halt. Dabei werden trans* Personen nicht nur mit denselben Maßstäben, sondern häufig mit wesentlich strengeren beurteilt. Zwischen „zu männlich/zu weiblich“ und „nicht männlich/weiblich genug“ bleibt mitunter kaum Raum, sich selbst auszuprobieren und zu verwirklichen. Auch gibt es manchmal Spannungen zwischen trans* Männern und Frauen auf der einen und abinären und agender Personen auf der anderen Seite. Während Ersteren – implizit oder explizit – vorgeworfen wird, die Zweigeschlechtlichkeit fortzuschreiben und damit an der allgemeinen Unterdrückung mitzuwirken, sehen diese bei Letzteren die Neigung, ihnen ihre mühsam erkämpfte Geschlechtsidentität und -rolle streitig machen zu wollen oder sogar, bereits erreichte gesellschaftliche Akzeptanz zu gefährden.

Unter trans* Personen existieren ganz eigene Hierarchien. Menschen, die ein eindeutiges Passing haben, haben es „geschafft“: Sie können hilfreiche Vorbilder sein, haben aber oft einen höheren Status. Das kann auch mit der Vorstellung verknüpft sein, dass eine Transition „gradlinig“ und „vollständig“ verlaufen muss. Der höhere Status Einzelner bedeutet immer auch, dass andere sich erniedrigt fühlen, weil sie es (noch) nicht „geschafft“ haben.

Umgekehrt gibt es auch Communities, in denen es (heterosexuelle) trans* Männer und Frauen weniger leicht und queere sowie abinäre Personen den höheren Status haben. Die „binären“ trans* Personen werden zu Repräsentant*innen des Establishments, an dem so viele leiden. Das kann so weit gehen, dass sich gegen Personen, die keinen abinären Geschlechtsausdruck haben, Frust und Hass richten. Nicht selten werden sie gemieden oder sogar gemobbt.

Das Ziel sollte darin bestehen, dass alle so sein können, wie sie sich am wohlsten fühlen und am besten (über)leben können – außerhalb, aber auch innerhalb von Transcommunities.

Die Nähe, die sich aus dem gemeinsamen Erleben der Marginalisierung und Diskriminierung ergibt, hat viele Brüche und ist trügerisch. Nach dem Gefühl, gesehen und verstanden zu werden, sehnen sich trans* Personen oft inständig. Diese Sehnsucht birgt aber ein besonders starkes Frustpotential. Neben großer Nähe und gegenseitigem Vertrauen selbst unter Fremden können daher auch gegenteilige Reaktionen innerhalb von Transcommunities eine Rolle spielen: ständiges gegenseitiges Misstrauen, überzogene Forderungen oder (abrupte) Beziehungsabbrüche.

VON RENÉ_ RAIN HORNSTEIN
UND SAMUEL NIEHAUS

Trans* Personen unterstützen und Verbündetenschaft

Anne Bishop definiert eine verbündete Person als „ein Mitglied einer unterdrückenden Gruppe, das Handlungen ergreift, um die Form der Unterdrückung, die ihm Privilegien gibt, zu beenden.“¹ Verbündete erkennen demnach gesellschaftliche Muster der Ungerechtigkeit und ihre Position darin. Ihr Handeln ist auf das Ziel gerichtet, diese gesellschaftlichen Muster zu ändern. Verbündete reflektieren auch einzelne soziale Interaktionen, geben sich aber nicht damit zufrieden. Vielmehr streben sie einen gesellschaftlichen Wandel an. Reflektierte Trans*-Verbündetenschaft geht von einem Machtgefälle aus: Eine privilegierte cis Person möchte mit einer marginalisierten trans* Person verbündet handeln. Dieses Machtgefälle kann nicht kurzfristig aufgehoben werden, auch wenn sich beide in der Beziehung miteinander um Kooperativität bemühen. Cis Personen, die trans* Personen unterstützen möchten, sollten das verstehen. Sie sollten ihre Privilegien dafür nutzen, Position zu beziehen und zu überlegen, wie sie Transfeindlichkeit kritisieren können.

Strukturelle und institutionelle gesellschaftliche Veränderungen für trans* Personen betreffen verschiedene Bereiche: Es geht z. B. um gesetzliche Grundlagen für den Schutz vor Gewalt und Diskriminierung und um Nachteilsausgleiche. Darüber hinaus ist eine leicht zugängliche Gesundheitsversorgung notwendig, die trans* Personen nicht pathologisiert und deren Bedarfe

und Lebensrealitäten erkennt. Ebenso brauchen trans* Personen Zugang zu öffentlicher Infrastruktur wie Sportstätten und Sportvereinen, den Umkleiden von Schwimmbädern und Fitnessstudios oder zu Toiletten in öffentlichen Gebäuden. Strukturell bedeutsam ist des Weiteren der ungehinderte Zugang zu Bildung sowie zum Arbeitsmarkt. Dazu gehören auch auf den richtigen Namen ausgestellte Zeugnisse.

Gesetze und ministerielle Erlasse zu ändern ist mühsam. Staatliche Institutionen wie Schulen und Hochschulen oder Verwaltungen beruhen auf gesetzlichen Grundlagen, verfügen aber gleichwohl über Handlungsspielräume, Richtlinien zu erlassen, um trans* Personen die Teilhabe zu erleichtern. So können Hochschulen Richtlinien über die Verwendung von selbstgewählten Namen von trans* Hochschulangehörigen einführen.² Dies erfordert den Willen der Hochschulleitung ebenso wie trans*affirmative juristische Expertise als Unterstützung. Die Eintragung des selbstgewählten Namens auf ein Schulzeugnis ist rechtlich ebenfalls bedenkenlos.³ Auch hier braucht es vor allem die Überzeugung, dass trans* Schüler*innen das gleiche Recht wie alle anderen haben, richtig angesprochen zu werden, und den Mut zum richtigen Handeln.

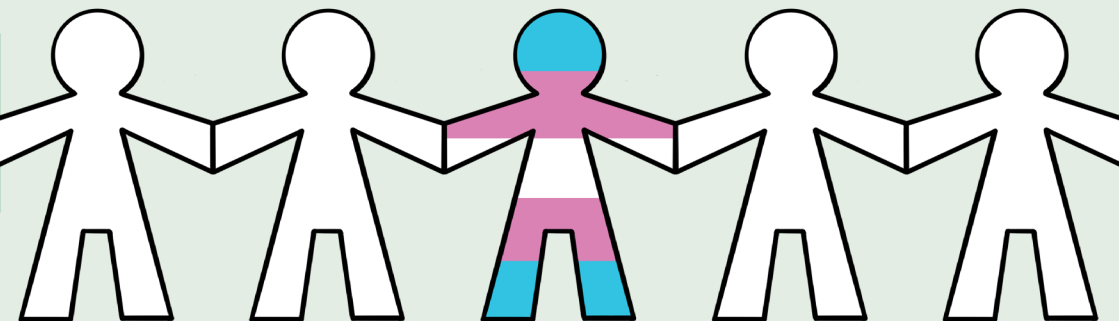
Nichtregierungsorganisationen und privatwirtschaftliche Unternehmen können Richtlinien für die Transition am Arbeitsplatz erlassen, Fördermaßnahmen für trans* Mitarbeiter*innen und passende Awareness-Konzepte entwickeln. Jede Firma, jeder Verein und jede Gruppe kann sich mit der Frage befassen, ob trans* Personen in ihren Reihen sind, und sich die Frage stellen, warum das möglicherweise nicht so ist.

Auf der **interpersonellen Ebene** ist zwischen drei Aspekten des Verhaltens verbündeter Personen zu unterscheiden:

- ◆ auf sich selbst gerichtetes Verhalten, Arbeit an eigenem Wissen und Gefühlen,
- ◆ kritisch-solidarisch auf andere privilegierte Personen gerichtete Interventionen,
- ◆ Unterstützung und respektvoller Umgang mit trans* Personen.

Wer trans* Personen unterstützen möchte, sollte die eigenen Gefühle gegenüber Transidentität verstehen. Gefühle sind gesellschaftlich und kulturell geprägt. Beispielsweise wird trans* Menschen häufig mit Gefühlen wie Ekel, Wut, Angst, Neugier, Ehrfurcht oder Bewunderung sowie mit sexueller Fetischisierung begegnet. Es ist wichtig, zu reflektieren, inwiefern ein Mensch diese Gefühle gegenüber einer Person aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer gesellschaftlichen Gruppe empfindet. Wird eine unbekannte Person allein aufgrund ihrer Transidentität als suspekt oder abscheulich einstuft, sollte dies als Warnung dienen, die gesellschaftliche Prägung der eigenen Gefühle zu überprüfen und Offenheit gegenüber dieser Person zu entwickeln. Dazu gehört auch, die eigene (cis)geschlechtliche Verortung zu reflektieren.

Als aktive Gesprächspartner*innen von trans* Personen sollten cis Menschen ihre Neugierde kontrollieren. Sie können Überprüfungsfragen einsetzen, um sich über die Angemessenheit ihres Gesprächsverhaltens klar zu werden. Zum Beispiel könnten sie sich fragen: „Würde ich die Frage, die ich gerade einer trans* Person stellen will, genauso auch einer cis Person stellen?“ Ein wesentlicher Aspekt der Diskriminierungserfahrung von trans* Personen ist, dass die eigenen Intimgrenzen nicht respektiert werden. Sie werden oft von Fremden nach intimen Details wie dem Verhältnis zu den eigenen Eltern, der Beziehung zu ihren Geschlechtsmerkmalen, medizinischen Transitionswünschen und ihrer Sexualität gefragt. Eine Überprüfungsfrage würde schnell aufzeigen, dass solche Fragen fremden cis Menschen üblicherweise nicht gestellt werden und besser unterlassen werden sollten.



Folgende Wünsche von trans* Personen an Unterstützer*innen und Verbündete wurden in einer Interviewstudie⁴ geäußert:

- ◆ offenes, ganzheitliches Denken über trans* Personen, keine Stereotype,
- ◆ keine Reduzierung auf den Körper,
- ◆ Aneignung von Wissen über Diversität von Geschlechtsidentitäten,
- ◆ Aneignung von Wissen über strukturelle Transdiskriminierung,
- ◆ Reflexion der eigenen Cis-Identität und der damit verbundenen gesellschaftlichen Position,
- ◆ Nutzen der eigenen Privilegien, um trans* Personen zu unterstützen,
- ◆ intersektionales Verständnis von Diskriminierung,
- ◆ keine Morde an trans* Personen,
- ◆ Respekt vor körperlichen Grenzen,
- ◆ im Zweifelsfall fragen, z. B. nach der richtigen Ansprache und welche Themen ok sind,
- ◆ unterstützendes Eingreifen in diskriminierenden Situationen, ohne die trans* Person jedoch zu entmündigen,
- ◆ aufmerksames Zuhören.

Diese Wünsche sollen im Folgenden mit dem Konzept der Fragilität Privilegierter nach Robin DiAngelo⁵ verknüpft werden. DiAngelo macht im Kontext von Rassismuskritik deutlich, dass von ihr sogenannte „*weiße Progressive*“ ein großes Problem für rassistisch diskriminierte Personen darstellen. DiAngelo hat beobachtet, dass viele *weiße Progressive* stärker daran interessiert sind, ihr Image als antirassistisch zu pflegen, als aus Kritik an ihrem rassistischen Verhalten zu lernen. Sie betonen immer wieder, dass sie niemals rassistisch sein könnten, etwa weil sie mit People of Color befreundet sind, weil sie gute Absichten hätten oder weil ihre Eltern sie ohne Vorurteile erzogen hätten. Diese *weiße Abwehr* von rassistischem Feedback nennt DiAngelo „Fragilität“, also Zerbrechlichkeit. *Weiße* reagieren dann so, als ob diese Kritik etwas Brutales und Zerstörerisches wäre, das zerbrechliche *Weiße* beschädige. DiAngelo setzt dieses Verhalten mit Mobbing gegen die Diskriminierten gleich. Zachariah Oaster hat dieses Konzept auf cis Menschen angewendet und es „Cis-Fragilität“ genannt.⁶ Beide legen Wert auf die Feststellung, dass die Abwehrreaktion Kritik verunmöglicht und Zusammenleben erschwert. Diese Überlegungen bieten auch eine gute Folie für eine Analyse von Tokenismus und Abwehr von Kritik an Transfeindlichkeiten in LGBT*I*- und queeren

Kontexten, wo ebenfalls „Imagepflege“ und Vereinnahmungen eine zentrale Rolle spielen.

In der oben erwähnten Interviewstudie wünschten sich die befragten trans* Personen entsprechend Offenheit für Kritik statt einer gekränkten oder wütenden Abwehrreaktion. Dazu braucht es einerseits die eigene Fähigkeit, Kritik anzunehmen, andererseits kritikfähige Vorbilder sowie eine Kultur der wechselseitigen, solidarischen Kritik in unseren Gruppen, Organisationen und in der Gesellschaft.

Mögliche angemessene Reaktionen auf Kritik von trans* Personen können sein:

- ◆ Genau hinhören, was die verletzte Person dazu sagt, was ich falsch gemacht habe und was ich tun kann, um es zu ändern.
- ◆ Darüber sprechen, was ich getan habe, und nicht, was ich tun wollte.
- ◆ Den verletzenden Effekt meiner Handlung anerkennen, unabhängig von meinen vermutlich wohlwollenden Absichten.
- ◆ Um Entschuldigung bitten und meine Entschuldigung nicht unter Bedingungen stellen (z. B. durch die Verwendung der Wörter „aber“ oder „falls“).
- ◆ Sollte es um eine diskriminierende Sprachhandlung gehen, kann es hilfreich sein, sich zu korrigieren.
- ◆ Die Situation analysieren, in der es zu der diskriminierenden Äußerung gekommen ist. Vielleicht fehlt mir das Wissen darüber, welche Aussagen und Formulierungen nicht diskriminierend sind, oder es fehlt mir die sprachliche Gewohnheit.
- ◆ Aus der Analyse sollten Schlussfolgerungen gezogen werden, um zukünftig dieses Verhalten zu vermeiden.
- ◆ Je nach Art der Beziehung kann es auch sinnvoll sein, die von mir diskriminierte Person zu fragen, ob ich aus ihrer Sicht noch etwas tun kann und wie es ihr jetzt geht.
- ◆ Fehlerfreundlichkeit sich selbst und anderen gegenüber. Wahrscheinlich können Diskriminierungen nie ganz vermieden werden, wir können aber Vorkehrungen treffen und aus unseren Fehlern lernen.

¹ Anne Bishop, *Becoming an Ally. Breaking the Cycle of Oppression in People*, Fernwood 2015, S. 10. (Übersetzung des Zitats von René_ Rain Hornstein)

² René_ Rain Hornstein, *Trans*diskriminierung an Hochschulen abbauen. Intersektionale Trans*verbündetenschaft für gleiche Teilhabe an Hochschulen*, in: Lucyna Darowska (Hg.), *Diversity an der Hochschule. Diskriminierungskritische und intersektionale Perspektiven auf Chancengleichheit in der Hochschule*, transcript 2019, S. 225-264.

³ Maria Sabine Augstein, *Zur Situation transsexueller Kinder in der Schule vor der offiziellen (gerichtlichen) Vornamensänderung*, März 2013, <https://www.trans-kinder-netz.de/files/pdf/Augstein%20Maerz%202013.pdf>; Institut für Bildung und Forschung dissens/Jana Haskamp, *Rechtliche Rahmenbedingungen für trans* Kinder und Jugendliche in der Schule*, https://interventionen.dissens.de/fileadmin/Interventionen/Rechtliche_Rahmenbedingungen_Schule.pdf

⁴ René_ Rain Hornstein, *Trans*verbündetenschaft. Was wünschen sich Trans*personen von Menschen in ihrer Umgebung an unterstützendem Verhalten?* Psychologische Diplomarbeit an der Universität Osnabrück, 2017, <https://bit.ly/3tHHlxE>

⁵ Robin DiAngelo, *White Fragility. Why it's so hard for white people to talk about racism*, Beacon Press 2018.

⁶ Zachariah Graydon Oaster, *Cisgender Fragility. Soziologische Masterarbeit an der Western Michigan University*, 2019, <https://bit.ly/39tIFgR>

Vorschläge für die transfreundliche Gestaltung von Räumen und Institutionen

Was können Institutionen, Firmen, Vereine, Arbeitsgeber*innen und andere Gruppen tun, um eine transfreundliche Atmosphäre herzustellen und es trans* Personen leichter zu machen? Hier sind ein paar Vorschläge, die trans*feindlichen Diskriminierungen entgegenwirken können:

- ◆ Sprache: wird ent-genderte (geschlechtsneutrale) Sprache genutzt? Auf der Webseite, in Formularen, bei Anschreiben etc.? Wie steht es mit den gesprochenen Sprachen?
- ◆ Gestaltung von Namensangaben an der Tür, auf der Webseite usw.: gibt es andere Möglichkeiten als „Herr X“ und „Frau X“? Stehen die richtigen Pronomen hinter den Namen?

Es sollte nicht allein trans* Personen überlassen bleiben, ihr Pronomen angeben und nennen zu müssen, da das einem Zwangsouting gleichkommt. Es sollte auch immer bedacht werden, dass nicht alle trans*, abinären und genderfluiden Personen ein Pronomen für sich angeben können oder wollen (Outingzwang). Für manche Menschen gibt es einfach keine passenden Pronomen, andere wünschen sich, dass Pronomen für sie ganz weggelassen werden, und bei wieder anderen ändert sich die gewünschte Ansprache. Geschlechtsidentitäten sind nicht am Aussehen von Menschen zu erkennen!

- ◆ Signale nach Innen: Plakate mit transfreundlichem Inhalt aufzuhängen zeigt eine transfreundliche Einstellung. Es eignen sich zum Beispiel Plakate mit (Hilfs)Angeboten von trans* Beratungsstellen.
- ◆ Signale nach Innen: Aufkleber, Flaggen, kleine Zeichen mit Transfarben (blau-rosa-weiß) an Türen, Kühlschränken, Pinnwänden zeigen: hier seid ihr willkommen!



Transfahne



Abinärfahne

- ◆ Räumlichkeiten: ist die Toiletten- und Umkleidensituation geeignet für geschlechtsnichtkonforme Personen? Können alle Personen gefahrlos die Räume nutzen, die für sie angemessen sind?
- ◆ Zeichen setzen: bei Veranstaltungen, in Stellenausschreibungen und bei der Öffentlichkeitsarbeit immer wieder proaktiv darauf hinzuweisen, dass es sich um ein transfreundliches und diskriminierungskritisches Umfeld handelt, hilft trans* Personen, sich wohl zu fühlen, vermittelt Wissen und hebt langfristig Standards, wirkt also strukturverändernd.
- ◆ Gibt es eine geschulte Ansprechperson für trans* Personen und für Diskriminierungsfälle? Gibt es eine ausgearbeitete Verfahrensweise dafür, was im Fall einer Diskriminierung zu tun ist? Gibt es ein Awarenesskonzept, um Diskriminierungen von trans* Personen vorzubeugen?
- ◆ Maßnahmen, die die Transition im Umfeld vereinfachen: ist eine problemlose Änderung von Namen, Ansprache, Emailadressen, Dienstaussweisen etc. möglich, auch wenn es keine rechtliche Namens- und Personenstandsänderung gegeben hat? Wie steht es mit neuer Arbeitskleidung?
- ◆ Prüfen: wenn es bei uns keine trans* Personen gibt: warum ist das so? Wie können wir das ändern?

Achtung: Trans* Personen sind oft nicht zu erkennen und oft nicht geoutet. Möglicherweise gibt es Bezüge zu Translebenswelten, von denen andere Mitglieder der Gruppe nichts wissen! Es muss unbedingt vermieden werden, dass Personen unter den Druck geraten, sich outen zu müssen! Am besten ist es, immer davon auszugehen, dass trans* (und inter*) Personen in Gruppen und Räumen anwesend sind.

- ◆ Schulungen, Fortbildungen und Workshops zu trans* sind in allen Lebensbereichen und Arbeitsfeldern sowie für Mitarbeitende auf allen Ebenen sinnvoll und wichtig. Vorgesetzte und Diskriminierungsbeauftragte sollten sich immer auf dem neuesten Wissensstand halten und sich regelmässig weiterbilden. Am besten eignen sich Angebote von trans*-peer-Organisationen.

Institutionen und Behandler*innen sollten aktiv Kontakt zu trans*Organisationen suchen und halten. Dabei sollte darauf geachtet werden, dass es sich um Angebote und Organisationen handelt, die wirklich auf Transidentität spezialisiert sind, am besten um peer-basierte Angebote. Auch queere und LGBT*1*-Organisationen arbeiten oft aus Cis-Perspektive und haben mitunter wenig transspezifisches Wissen.

Mehr Hinweise:

- ◆ Bundesverband Trans*, Trans Visible. Trans* und Arbeitsmarkt I. Praxistipps für Stellenausschreibungen, Bewerbungsverfahren und Onboarding, Berlin 2020.
<https://www.bundesverband-trans.de/publikationen/transvisible-trans-und-arbeitsmarkt-praxistipps-fuer-stellenausschreibungen-bewerbungsverfahren-und-onboarding/>
- ◆ DIW Wochenbericht 36/2020, LGBTQI* - Menschen am Arbeitsplatz: hoch gebildet und oftmals diskriminiert,
https://www.diw.de/documents/publikationen/73/diw_01.c.798177.de/20-36-1.pdf
- ◆ Dominic Frohn und Nain Heiligers, „Out im Office?!“ Die Arbeitssituation von LSBTIQA* Personen in Deutschland, 2024, https://www.diversity-institut.info/wp-content/uploads/2024/05/IDA_2024_Studie_LSBTIQA_2024_04_19.pdf
- ◆ Landeskoordination Geschlechtliche Vielfalt Trans NRW/Jannis Ruhnau, Teilhabe von trans* und nicht-binären Menschen am Sport, Köln 2022, hier als pdf zu finden: <https://ngvt.nrw/Publikationen/Download/>

Selbstbehauptung und Selbstverteidigung

PRAKTISCHE ANREGUNGEN UND ÜBUNGEN FÜR TRANS*, INTER*,
ABINÄRE, AGENDER UND GENDERFLUIDE PERSONEN

Gewaltförmige Handlungen sind Machtdemonstrationen mit dem Ziel, Menschen an den Rand zu drängen und bestehende Hierarchien aufrecht zu erhalten. Als abinäre Person und Trainer*in für Wendo* möchte ich einige Ansätze und praktische Übungen aus meinen Selbstbehauptungs- und Selbstverteidigungstrainings dagegen vorstellen.

Bei der Beschäftigung mit diesem Thema lenken wir unsere Aufmerksamkeit auf Situationen, die uns oder andere stören, belasten oder ängstigen. Dabei fällt uns auf, dass wir uns im Alltag rechtfertigen oder verteidigen müssen. Häufige Beispiele sind, dass wir wiederholt unser Pronomen erklären müssen oder die Straßenseite wechseln, um nicht unerwünschten Blicken und Sprüchen ausgesetzt zu sein. Das sind bereits Selbstbehauptungsstrategien. Auch das bewusste Vermeiden bestimmter Orte zählt dazu. Vielleicht merken wir auch, dass wir abwertende Kommentare oder nicht gewollte Berührungen lieber aushalten als darauf zu reagieren. Manchmal realisieren wir erst im Nachhinein, dass sich etwas komisch angefühlt hat. Oder wir sind traurig und wissen nicht, warum. Eine erste Herausforderung besteht darin, dir im Alltag genug Zeit zu nehmen, um in dich hinein zu spüren.

* Wendo ist ein zentraler Ansatz feministischer Selbstbehauptung und -verteidigung. Ein Teil der Wendoangebote ist leider immer noch nicht für genderdiverse Menschen geöffnet. Weiter lesen dazu: Zeuner, Fritte: „Feministische Selbstbehauptung & Selbstverteidigung für trans*, inter*, nicht-binäre und agender Kinder & Jugendliche – Kann das Konzept Wendo transformiert werden?“ in: 30! Machtkritische Mädchenarbeit und ihre Grundlagen 30/2023, Schriftreihe zur Mädchen*arbeit und Genderkompetenz in Sachsen, Fachstelle Mädchen und Genderkompetenz, www.maedchenarbeit-sachsen.de.

VERABREDE DICH MIT DIR SELBST! Lasse dir Zeit, um bei dir selbst anzukommen. Mache dir bewusst, wie es dir gerade geht und was dich belastet. Setz dich aktiv damit auseinander, dass du verletzlich und handlungsfähig zugleich bist. Negative Erfahrungen solltest du ernst nehmen, weil sie Auswirkungen auf dein Selbstwertgefühl haben können. Bleib mit dem, was du erlebst, möglichst nicht allein.

AMBIVALENTE GEFÜHLE. Solche Gefühle können dazu führen, dass wir nicht wissen, wie wir uns verhalten sollen. Eine unerwünschte sexualisierte Annäherung kann z. B. ein Gefühl von Euphorie in dir auslösen, weil du im richtigen Geschlecht gelesen wirst. Sie kann dein Passing bestätigen und dich zugleich stören. Vielleicht wirst du auch in unangenehme Situationen verwickelt und magst dich nicht wehren – weil das Bedürfnis nach Zugehörigkeit gerade größer ist als die Stimme in deinem Kopf, die dich ermahnt, etwas zu sagen. Diskriminierungen und Übergriffe haben eine strukturelle Ebene. Dir Klarheit darüber zu verschaffen, von welchen Machtverhältnissen du betroffen bist und von welchen du profitierst, kann dir helfen, handlungsfähig zu werden. Grenzverletzungen gehen sowohl von bekannten als auch von unbekanntem Menschen aus. Es fällt oftmals schwer, sie auf den ersten Blick zu erkennen. Mach dir bewusst, dass du dir nichts gefallen lassen musst. Du hast ein Recht darauf, dich zu wehren.

RUHE BEWAHREN! Unser Nervensystem ist darauf angelegt, in bedrohlichen Situationen hochzufahren. Unsere Atmung wird schneller und unser Gehirn schaltet in einen Fluchtmodus. Dieser überlebensnotwendige Mechanismus hat aber auch den Nachteil, dass unsere Wahrnehmung eingeschränkt wird. Das Gehirn wird nicht mehr mit genügend Sauerstoff versorgt und wir können nicht mehr klar denken. Um in stressigen Situationen besser den Überblick zu behalten, atme bewusst und vermeide es, die Luft anzuhalten.

ATEMÜBUNG: Atme ein, während du bis 6 zählst. Mache eine kurze Pause, dann atme aus und zähle dabei bis 8. Stell dir beim Ausatmen vor, du pustest eine Kerze aus. Lege dabei deine Hände auf den Bauch, um zu merken, ob die Luft dort ankommt.

Für eine gute Selbstbehauptungs- und Verteidigung ist neben der Atmung auch ein sicherer Stand oder Sitz von Vorteil. Sie geben dir die Stabilität, die du

brauchst, um nicht umzufallen und setzen ein klares Signal an angreifende Personen.

ÜBUNG SICHERER STAND/SITZ: Probiere verschiedene Stand- und Sitzpositionen aus. Achte darauf, die Kniegelenke locker zu lassen, so dass du eine durchgehende Verbindung von Schultern, Becken, Knien und Boden spüren kannst. Stell dich dafür etwa schulterbreit auf oder setz dich aufrecht hin. Aktiviere mit einem Korken, Igelball oder einem anderen Gegenstand deine Fußsohlen oder kreise ein paarmal mit deinem Beckenboden auf deiner Sitzunterlage. Spann deinen Bauch leicht an und aktiviere so das Kraftzentrum unterhalb deines Bauchnabels. Stell dir vor, dass der Untergrund wackelt, so als wärest du in einem Bus, der eine steile Kurve nimmt. Kannst du die Bewegung ausgleichen? Schaffst du es auch in High Hells nicht aus der Balance zu kommen?

KÖRPERSPRACHE UND GESICHTSAUSDRUCK: Oftmals versuchen wir uns im Alltag unsichtbar zu machen. Unser Blick und unsere Körpersprache verraten dabei meistens dennoch, was wir denken.

ÜBUNG: Spiele mit Blick und Körpersprache und reflektiere sie dadurch. Übe vor dem Spiegel, mit welcher Performance du dich sicher fühlst. Je nachdem, wie du gesellschaftlich positioniert bist, kann diese sehr unterschiedlich sein. Es kann zum Beispiel sinnvoll sein, bewusst zu üben, dich stark und zugleich verletzbar zu zeigen, wenn du zum Beispiel auf Grund deiner Größe, deiner Statur oder rassistischer Zuschreibungen befürchtest, dass deine Selbstverteidigung als aggressiv missinterpretiert wird. Achte darauf, wie sich die Beziehung zu dir bekannten Menschen verändert, wenn du deine Körpersprache bewusst einsetzt und bitte sie um eine Rückmeldung. Übe nun auch an öffentlichen Orten. Fange zunächst mit Personen an, die dir keine Angst machen.

NEIN HEISST NEIN. Wir sind es oftmals nicht gewöhnt, klar und deutlich Nein zu sagen. Je öfter du mit Bestimmtheit Nein sagst, desto leichter wird es dir fallen, es in Notsituationen ebenso zu tun. Du kannst dabei üben, dein Nein zu spüren und es zu verkörpern. In Nahbeziehungen ist das Aussprechen eines Nein besonders schwierig.

ÜBUNG: Stell dich vor den Spiegel und schenke dir ein Ja. Wie sieht das Ja aus? Wie fühlt es sich in deinem Körper an? Als Nächstes sag ein Vielleicht. Wie fühlt sich das an? Jetzt sag dir selber ein Nein und spüre dann ebenfalls in deinem Körper nach.

TRAINIERE DEINE STIMME. Täter*innen zielen darauf ab, uns zum Schweigen zu bringen. Unsere Stimme kann eine Waffe dagegen sein. Der Einsatz der eigenen Stimme ist jedoch zugleich für viele von uns mit Unsicherheit oder der Angst vor einem Outing besetzt. Trans* Frauen werden zusätzlich mit Transmisogynie konfrontiert. Es kann deshalb sehr befreiend sein, dich in einem geschütztem Rahmen mit deiner Stimme zu beschäftigen.

ÜBUNG ZUR EINSCHÄTZUNG DER EIGENEN STIMME: Mache zunächst verschiedene Geräusche mit deiner Stimme. Achte dabei darauf, mit welcher Tonlage und Lautstärke du dich wohl fühlst. Stell dir in einem zweiten Schritt verschiedene Bedrohungsszenarien vor und suche entsprechend nach einer Stimme, die du für angemessen erachtest. Denk dabei daran, dass du auch klare Grenzen setzen kannst, ohne laut zu werden.

Wenn du schreien üben magst und zu Hause nicht auffallen willst, kannst du in ein Kissen oder Handtuch schreien. Wenn du deine Stimme in der Öffentlichkeit unauffällig ausprobieren willst, kannst du so tun, als würdest du einen Hund rufen oder über den Verkehr fluchen. Achte darauf, welche Gefühle diese Handlungen in dir auslösen.

DEIN KÖRPER, DEIN RAUM. Die eigenen Körpergrenzen zu spüren, ist nicht leicht. Oftmals mussten wir uns schon früh daran gewöhnen, ohne Einwilligung berührt zu werden. Viele von uns fühlen sich auch auf Grund von Geschlechtsdysphorie im eigenen Körper nicht zu Hause. Folgende Übung kann dir helfen, deinen Körperraum bewusst wahrzunehmen.

ÜBUNG: Achte darauf, wie es sich anfühlt, wenn andere Menschen in deinen Nahbereich kommen. Du kannst ihn dir bewusstmachen, indem du deine Arme links und rechts zur Seite ausstreckst und dich so einmal um dich selbst drehst. Wie verändert sich dein Körpergefühl, wenn eine Person in diesen Bereich kommt? Du kannst auch Körpersprache zur Abwehr eines Übergriffs üben. Nimm dazu die Hände wieder vor den Körper, strecke die Arme aus,

klapp die Handflächen nach oben und mach einen Schritt nach vorne. Sag klar und deutlich Halt oder Stopp. Das hat den Vorteil, dass weitere Personen dich hören. Für angreifende Personen bedeutet dies, dass ihr Verhalten nicht unbeobachtet bleibt. Übe nun, der angreifenden Person eine Anweisung zu geben („Halten Sie Abstand!“, „Geh weg!“). Eine direkte Anrede kann es Außenstehenden leichter machen, die Situation einzuschätzen und zur Hilfe zu kommen. Als trans* Personen haben wir einen Außenseiter*innenstatus. Viele Menschen unterlassen deshalb Hilfeleistungen. Sprich daher Menschen direkt an und fordere Hilfe ein („Hallo Sie mit der roten Jacke, ich werde von dieser Person bedroht, helfen Sie mir!“).

SICH AUF UNTERSCHIEDLICHE ARTEN SCHÜTZEN

Das primäre Ziel von Selbstbehauptung und -verteidigung ist deine Sicherheit und die anderer Menschen. Nicht nur Konfrontation, auch etwas vortäuschen, ignorieren und weggehen können hilfreiche Strategien sein. Befürchtest du z. B. bei einem Date einen sexualisierten Übergriff, ist es völlig in Ordnung, mit dem Vorwand, die Toilette aufzusuchen, die Wohnung zu verlassen. Auch Ironie oder Sarkasmus eignen sich als Methoden der Selbstbehauptung. Bei unangenehmen Fragen nach deinen Operationen könntest du bspw. ausschweifend von der letzten Operation an einem Zahn oder Finger erzählen.



HANDELN IN STRESSSITUATIONEN

Lasse dich in bedrohlichen Situationen nicht auf gegenseitige Beleidigungen und Provokationen ein. Folgendes Beispiel zeigt dir in 2-4 Schritten, wie du klar und deeskalierend kommunizieren kannst.

BEISPIEL: Beim Nutzen einer öffentlichen Toilette wirst du angestarrt.

1. Sag was passiert: „Sie starren mich an!“
2. Benenne das Verhalten: „Das ist grenzüberschreitend!“
3. Sag was passieren soll: „Schauen Sie woanders hin!“
4. Stelle Öffentlichkeit her: Zeige mit dem Finger auf die Person und sage „Ich wurde von dieser Person angestarrt!“

Je nach Situation, Zeit und persönlichem Empfinden kannst du auch nur Schritt 1 und Schritt 3 anwenden.

SELBSTVERTEIDIGUNG BEI KÖRPERLICHEN ANGRIFFEN

Wird dein persönlicher Nahbereich überschritten und dein Nein übergangen, solltest du Selbstverteidigungstechniken nutzen. Gezielte Schläge auf verletzbare Körperstellen können angreifende Menschen schocken und haben den Effekt, dass sie mit sich beschäftigt sind. Du kannst Zeit gewinnen und wegrennen oder Hilfe holen. Auch Techniken, die Angreifende außer Kraft setzen, sind legitim, um dein Leben zu retten. Folgende zwei Techniken sind effektiv und einfach zu lernen. Setzt du sie zusammen mit einer lauten Stimme ein, wird der Schockeffekt erhöht.

HAMMERFAUST: Forme eine Hand zu einer Faust. Achte darauf, dass dein Daumen nicht in der Faust ist (Verletzungsgefahr), sondern als eine Art Riegel davor. Deine Faust und dein Arm bilden eine Linie, dein Gelenk ist nicht eingeknickt. Übe nun ein paar Schläge in die freie Hand. Presse dabei deine Hand zusammen, so dass der Muskel an der Unterseite der Hand sich anspannt und wie ein Hammer eingesetzt werden kann. Übe die Technik, indem du erst auf weiche und dann auf etwas härtere Flächen schlägst. Ziele können z. B. Ohren, Handgelenke oder Nase sein.

KNIE- ODER SCHIENBEINTRITT: Du bist im sicheren Stand/Sitz. Hebe den Oberschenkel parallel zum Boden etwas an. Dein Unterschenkel zeigt weiter senkrecht nach unten. Ziehe nun die Zehenspitzen zu dir heran und trete mit dem Fuß nach vorne gegen dein Ziel. Deine Auftrefffläche ist dabei dein Fußballen oder deine Ferse. Ziehe dann Unterschenkel und Fuß so schnell wie möglich wieder zurück, so dass dein Bein nicht festgehalten werden kann. Setze in Ruhe das ganze Bein wieder auf den Boden ab und prüfe, ob du wieder im festen Stand/ Sitz gelandet bist. Mit einem Rollstuhl kannst du alternativ mit der unteren, vorderen Kante des Rollstuhls gegen das Schienbein der angreifenden Person fahren. Du kannst diese Techniken üben, indem du zunächst sanft gegen eine offene Tür trittst. Mit mehr Kraft kannst du z. B. in eine aufgestellte Matratze treten oder fahren.

Diese Empfehlungen stehen in Einklang mit § 32 StGB zu Notwehr: „Wer eine Tat begeht, die durch Notwehr geboten ist, handelt nicht rechtswidrig. Notwehr ist die Verteidigung, die erforderlich ist, um einen gegenwärtigen rechtswidrigen Angriff von sich oder einem anderen abzuwenden.“

Anzeige erstatten bei erlebter Diskriminierung

Eine Diskriminierung bei der Polizei anzuzeigen kann schwer sein. Manche Menschen schämen sich dafür, dass sie zum Opfer gemacht wurden, andere haben schon schlechte Erfahrungen mit der Polizei gemacht. Dabei spielen Mehrfachdiskriminierungen wie Rassismusbetroffenheit, Fluchthintergrund oder Behinderungen eine große Rolle. Grundsätzlich ist es sinnvoll, erlebte Diskriminierungen anzuzeigen, um deutlich zu machen, dass solche Taten Konsequenzen haben. Gleichzeitig sollten Opfer immer ehrlich zu sich selbst sein bei der Frage, ob sie sich dazu in der Lage fühlen. Manche Menschen erleben das Erstellen einer Anzeige nicht als hilfreich, sondern eher als belastend. Andere brauchen es, um mit erlebter Gewalt abzuschließen. Jede Art des Umgangs ist in Ordnung, wenn sie für die Person letztlich hilfreich ist.

Nicht nur die Person, die Gewalt erfahren hat, kann eine Anzeige erstatten. Das kann prinzipiell jede*r. Bei einer Anzeige geht es darum, dass die anzeigende Person etwas als Straftat einstuft, nicht darum, wer Opfer oder Zeug*in ist. Eine Anzeige kostet nichts. An vielen Orten gibt es bei der Polizei Ansprechpersonen für den Bereich LGBT*I*. Du kannst verlangen, mit einer solchen spezialisierten Person zu sprechen.

ONLINE

Online-Diskriminierungen, Hasskommentare oder -Belästigung sind z. B. volksverhetzende Aussagen, die zur Vernichtung von trans* Personen aufrufen, öffentliche Fremddoutings oder das öffentliche Ansprechen mit falschen Namen und Pronomen. Sie können bei verschiedenen Meldestellen angezeigt werden.

FOLGENDES IST ZU TUN:

1. die Internetadresse (URL) vom Inhalt und vom Impressum/Profil der Person notieren, die den Post/Kommentar gemacht hat,
2. Zeitpunkt notieren, zu dem der Post gemacht wurde,
3. Screenshot von Inhalt, Kommentaren und Profil der betreffenden Person machen,
4. notieren, wann, wo und von wem der Inhalt entdeckt wurde,
5. einer Online-Meldestelle melden.

OFFLINE

Wenn du Diskriminierung, Gewalt oder Hasskriminalität erfahren hast und diese anzeigen möchtest, kannst du dich dazu an Polizeistellen, Amtsgerichte oder Staatsanwaltschaften wenden. Es ist sinnvoll, Polizeistellen aufzusuchen, weil die Anzeige dorthin weitergeleitet wird. Solltest du aber bereits negative Erfahrungen mit der Polizei vor Ort gemacht haben, können die anderen beiden Möglichkeiten Ausweichstellen sein. Es kann auch verlangt werden, Ansprechpersonen für LGBT*I* hinzuzuziehen.

Du kannst die Polizei anrufen, persönlich hingehen, einen Brief oder eine E-Mail schreiben oder die Anzeige über ein Online-Portal erstatten. Dabei musst du keine bestimmte Form beachten. Wichtig ist aber die Beantwortung der W-Fragen: Wer hat was wo genau und wie getan? Vor allem, wenn du Diskriminierung und Hasskriminalität anzeigen willst, spielt auch das vermutete Warum eine entscheidende Rolle.

Denk daran: der Grund dafür, dass du Diskriminierung erleben musstest, ist nicht deine Transidentität, sondern die Transfeindlichkeit der Täter*innen!

Nach Aufgabe einer Anzeige wirst du von der Polizei für eine Aussage kontaktiert. Wenn die Polizei dich zur Aussage einlädt, musst du dieser Einladung nicht nachkommen. Du kannst es dir also auch nach Erstattung der Anzeige nochmal überlegen und den Termin absagen. Die Anzeige ist erst nach der Aussage gegenüber der Polizei gültig. Dort unterschreibst du die Strafanzeige. Bestehe darauf, dass der mögliche Zusammenhang mit Hasskriminalität schriftlich festgehalten wird. Eine Strafanzeige kann nicht zurückgenommen werden.

Du bist zum Opfer gemacht worden, möchtest aber keine Anzeige erstatten? Hier kannst du dein Erlebnis melden, ohne staatliche Behörden zu involvieren:

<https://transsupport.de/vorfall-melden/>

HERAUSGEBERIN:

trans*support | Fachstelle für trans*
Beratung und Bildung e. V.,
Von-der-Goltz-Allee 2, 24113 Kiel

Webseite: www.transsupport.de

Email: hallo@transsupport.de

V.I.S.D.P.:

Dr. Samuel Niehaus

AUTOR:

Dr. Samuel Niehaus

GASTBEITRÄGE:

Andreas Hechler
(andreashechler.com),
René_ Rain Hornstein
(rhornstein.de),
Simo-Daniel Wörmann
(bewegung-im-zwischenraum.de)

LEKTORAT:

Jaron C. Pelters (sprachschmied.de),
Mine Pleasure Bouvar Wenzel
(<https://minepleasurebouvar.wordpress.com/>)

GESTALTUNG:

Robin Vodegel (entencomics.com)

ILLUSTRATIONEN:

Annika Nimz (annikanimz.de)

DRUCK:

Druckerei Peters,
Schulstr. 3, 24211 Preetz
(druckerei-peters.de)

2024 (1. Auflage)

Kiel. Sailing.City.
kiei



TRANS*SUPPORT
Fachstelle für trans* Beratung und Bildung

Gefördert im Rahmen des Projekts „Gegen Transfeindlichkeit, Diskriminierung und Hasskriminalität“ im Programm „Zusammenhalt stärken – Teilhabe sichern“ der Landeshauptstadt Kiel, Amt für Soziale Dienste, Referat für Migration.